

REZENSIONEN

ELENA STADNIK-HOLZER, GEORG HOLZER (Hgg.): *Sprache und Leben der frühmittelalterlichen Slaven. Festschrift für Radoslav Katičić zum 80. Geburtstag. Mit den Beiträgen zu den Scheibbsser Internationalen Sprachhistorischen Tagen II und weiteren Aufsätzen* (= Schriften über Sprachen und Texte 10). Frankfurt a.M. etc.: Peter Lang 2010. 223 S. ISBN 978-3-631-60323-9.

Der vorliegende Sammelband enthält nach der Einleitung (S. 9–12) dreizehn Beiträge (fünf in deutscher, vier in englischer, drei in kroatischer und einen in russischer Sprache), die ein breites Spektrum abdecken, das von der Namenkunde und aus ihr zu ziehenden Rückschlüssen über historische Lautlehre und Akzentologie der slawischen Sprachen sowie über Wanderungen von Völkern in vorhistorischer Zeit und Syntax des Kirchenslawischen bis zur Philologie des Alt kroatischen und des Altrussischen von Nowgorod reicht. Auch neuere Theorien zur Entstehung des Jiddischen werden geboten. Die Breite der Themen der Beiträge ist dem Geehrten, Radoslav KATIČIĆ, durchaus angemessen.

Zunächst zur Namenkunde im weiteren Sinne: V. BLAŽEK, *Chechs = Young Men?* (S. 13–28), widmet sich in seinem Beitrag ausführlich dem Volksnamen der Tschechen, wobei er zuerst die ältesten Belege des Namens aus dem Mittelalter anführt und anschließend zwanzig (!) frühere Vorschläge zur Etymologisierung des Namens kurz vorstellt. B. greift dabei einen auf das Jahr 1929 zurückgehenden Vorschlag wieder auf und verbindet den Namen mit sl. *kosa* ‘Haar’, aksl. *česati* ‘ernten, pflücken’ (das Verhältnis von *kosa* ‘Haar’ zu *kosa* ‘Sense’, zu dem dann aber doch *česati* gehört, ist noch nicht endgültig geklärt; vgl. *EDSIL* 86, 238; *ESJS* 103, 343): Ursl. **kes-*, die *e*-stufige Wurzelform desselben Etymons führt dabei allerdings nicht, wie B. suggeriert, der immer von einer Alternation “**česati* ~ **čexati*” (S. 19) auszugehen scheint, zu *čech-*, sondern eben zu *čes-*, wie auch das genannte Verbum zeigt: Die Veränderung von mittlerem **-s-* > ursl. **-x-* findet lautgesetzlich nur nach altem *ī* und *i*-Diphthongen, *ū* und *u*-Diphthongen, *r* und *k* statt (‘Ruki-Regel’, wie sie auch das Indoiranische und mit Einschränkungen das Baltische kennt). Mit anderen Worten: B. bleibt die lautliche Erklärung seiner Herleitung schuldig! Bezeichnet worden seien damit die jungen Männer, die erste Schambehaarung zeigen (S. 19f., 25). Verglichen wird u.a. lat. *pūbēs* f. ‘Schamhaar; Erwachsenenalter’, m. ‘junger, waffenfähiger Mann’. Dieser Vorschlag ist semantisch möglich, aber lautlich nicht einwandfrei und bedürfte erst noch einer sauberen Begründung für das *-x-* (Expressivität bei Namen?). Weiter bietet B. (S. 24f.) noch eine rein keltische Erklärung (gegenüber der meist angenommenen keltisch-germanischen Mischbildung) des Choronyms **Boiohaimon*, lat. *Boiohaemum*, dt. *Böhmen* an, wobei er einen bereits von 1960 stammenden Vorschlag präzisiert: Im Hinterglied liege kelt. **sai-mon-* ‘Bergkette’ < idg. **sh₂ei₂-mon-* zur Wz. idg. **sh₂ei₂-* ‘fesseln, binden’ (*LIV*² 544) mit festlandkeltischem Übergang **-s-* > *-h-* vor, das Vorderglied kelt. **Boio-* führt er auf idg. **g^ooib₃-o-* (> avest. *gaiia-* ‘Leben’, aruss. *goj^ob*, kroat. *gōj* ‘Frieden’, atsch. *hoj* ‘Fülle, Reichtum’ etc.) zur Wz. idg. **g^oei₃-* (in seiner Schreibung **g^oeiH₃-*; recte: **g^oie₃-* ‘leben’ [*LIV*² 215f.; *NIL* 185–189]) zurück. Leider bleibt er eine Gesamtinterpretation des Namens

schuldig, aus den Teilen wäre indes etwa 'Leben(sunterhalt) an/auf der Bergkette bietend/habend' o.ä. zu erschließen. Da die Kelten in Böhmen die Berge gerade nicht besiedelten, wird es auf 'Leben(sunterhalt) an der Bergkette bietend' hinauslaufen.

J. UDOLPH, *Die Heimat slavischer Stämme aus namenkundlicher Sicht* (S. 161–188), bietet keine neuen Erkenntnisse, sondern nur eine um etwas neuere Literatur (bei fast 100 Titeln im Literaturverzeichnis stammen gerade drei aus dem letzten Jahrzehnt, alle von U. oder mit seiner Beteiligung) ergänzte Zusammenfassung der Ergebnisse früherer eigener Forschungen. Zu erkennen ist dies auch an den 15 in den Beitrag eingebetteten Karten, die sämtlich (ohne dass dies explizit angegeben würde) aus früheren Publikationen U.s stammen. Zwangsläufig gelangt er auch zum selben Ergebnis (S. 184f.) wie schon in seinem Buch von 1979 (*Studien zu slavischen Gewässernamen und Gewässerbezeichnungen*, Heidelberg 1979, S. 619ff.), nämlich dass sie im Raum zwischen Weichsel, Pripjat', Dnepr und Karpaten gelegen haben müsse, da dort die größte Dichte an sl. Flussnamen anzutreffen sei. Ob es sich bei diesem Raum nun tatsächlich um die 'Urheimat' oder nur um einen letzten Kristallisationsraum in einem zuvor wenig besiedelten Gebiet gehandelt hat, mag dahingestellt bleiben; bedenklich ist aber bisweilen der Charakter der sprachgeschichtlichen Argumentation: So werden S. 174–178 wieder Ablauterscheinungen als einer besonders archaischen Schicht zugehörig bezeichnet, obwohl es sich dabei um Erscheinungen handelt, die auch im appellativischen Wortschatz der slawischen Sprachen vorkommen: Wenn es neben *vrěti* 'sieden, sprudeln' die *o*-stufige Morphemvariante *vor-* eben nur im Kompositum *izvor* 'Quelle' gibt (ebenfalls bestehendes *vir* 'Strudel' wird nicht genannt), besagt das über die Archaizität der Gewässerbezeichnung nichts. Auch *bor-* kommt (neben *brati*, *ber* 'nehmen', *izbirati* 'auswählen') eben nur in Komposita vor: *izbor* 'Auswahl', *srbor* 'Versammlung' etc. Es handelt sich hierbei um ein synchron innerslawisch wenn nicht produktives, so doch geläufiges Muster. Beweiskraft hat solches m.E. nicht. Auf die aus indogermanistischer Sicht zweifelhaften resp. überholten Erklärungen der alteuropäischen Namenkunde hat Rez. andernorts (BICHLMEIER 2007, 2010a, 2010b, 2011a, 2011b) deutlich hingewiesen.

A. LOMA, *Ein baltisches Substrat in Serbien? ...* (S. 79–87), erklärt die beiden serb. Flussnamen *Vápa* und *Ūvac* unter Bezug auf ostslawische Flussnamen (*Vop*, *Vopec*), die auf ehemals baltischem Siedlungsgebiet belegt sind, und zieht daraus letztlich den Schluss, dass man aus solchen und ähnlich gelagerten Fällen vielleicht „ein ‚Isonymenbündel‘ flechten“ könne, „das als Spur einer Wanderung betrachtet werden darf“ (S. 86), also Rückschlüsse auf frühe Wanderungen der Slawen (oder ggf. anderer Volksstämme) gezogen werden können. Es werden wohl erst noch umfängliche weitere Forschungen nötig sein, bis man hier eindeutige Ergebnisse erhält.

M. SNOJ, *Unkonsolidierte Namensippen im Bereich südslawischer Toponyme* (S. 139–144), stellt einige Namensippen vor, bei denen der Einwohnername nicht vom Toponym abgeleitet ist, sondern von einer älteren, ggf. auch dem Toponym zugrunde liegenden Basis. In Einzelfällen erlauben solche oft nur mehr dialektal auftretenden Fälle neue Rückschlüsse auf die Etymologie der Sippe.

Historische Laut- und Formenlehre des (Ur-)Slawischen: R. DERKSEN, *The Development of PIE *eu in Baltic and Slavic* (S. 37–41), kommt in seiner kurzen Untersuchung, die v.a. dem altpreußischen Material gewidmet ist, zu dem Ergebnis, dass auch bei diesem Lautwandel das Altpreußische (bes. des Elbinger Vokabulars) mit

dem Erhalt dieser Lautgruppe einen weiteren Archaismus gegenüber den innovativeren ostbaltischen und slawischen Sprachen zeigt, die durchweg den Wandel **eu > *ou* vor Vokal bzw. den späteren Wandel **eu > *jou* vor Konsonant zeigen.

G. HOLZER, *Urslavische Morphophonologie. Ein Entwurf mit Beispielen aus der Slavia submersa Niederösterreichs* (S. 43–77), stellt hier in seiner bekannt exakten Weise (vgl. etwa HOLZER 2007 und dazu BICHLMEIER 2009) das in niederösterreichischen Toponymen enthaltene slawische Wortmaterial vor. Er führt dabei in dem den Hauptteil des Beitrags darstellenden urslawischen Glossar (S. 49–71) diesen Wortschatz alphabetisch an, wobei neben der morphophonologischen Darstellung der Lexeme auch immer die phonetische genannt wird, einschließlich der prosodischen Merkmale. Zudem weist H. noch auf die Lautgesetze hin, die stattgefunden haben müssen, um die jeweilige Form entstehen zu lassen. An der Exaktheit der Darstellung ist kein Zweifel, allerdings ist diese derart gedrängt, dass man – bes. aufgrund der zahlreichen Querverweise auf ältere Literatur H.s –, diese Arbeiten bei der Lektüre daneben legen muss, um der Darstellung sicher folgen zu können.

Philologie: St. DAMJANOVIĆ, *Kakav je jezik za knjige prikladan? ...* (S. 29–36), widmet sich den Unterschieden zwischen den kroatisch-protestantischen Drucken des Neuen Testaments in glagolitischer (1562/63) und kyrillischer (1563) Schrift und den verschiedenen Traditionen, in denen beide stehen. V. SPRINGFIELD TOMELLERI, *Dativus absolutus und prädikative Partizipien: Zur Verwendung kirchenslawischer Konstruktionen in der Tolkovaja Psaltyr' Brunona* (S. 145–160), arbeitet die verschiedenen Übersetzungsstrategien heraus, mittels derer der Übersetzer dieses Textes der lateinischen Ausgangskonstruktion zu entsprechen versucht. Er gelangt dabei zu einer klaren Analyse der Strategien, zu denen neben der Belebung (ver)alt(et)er Kategorien des Kirchenslawischen auch die Umdeutung noch bestehender Konstruktionen gehört. M. MIHALJEVIĆ und A. VLAŠIĆ-ANIĆ, *Novootkriveni glagoljski fragmenti ...* (S. 95–124), stellen zu drei verschiedenen Handschriften gehörende, in Rijeka aufgefundenene glagolitische Textfragmente vor (Edition S. 111–118, Facsimiles S. 120–124), die eindeutig die Existenz dreier weiterer Breviare aus dem späten 13. und frühen 14. Jh. beweisen, da sie untereinander verschieden und auch keiner schon bekannten Handschrift zuzuordnen sind. M. MOGUŠ, *Filološki pogled na Očenaš* (S. 125–137), gibt einen Überblick über verschiedene kroatische Übersetzungen des Vaterunsers samt religionswissenschaftlicher Erläuterungen. A. A. ZALIZNJAK, *Novonajdennye novgorodskie berestjanye gramoty* (S. 217–223), stellt fünf (Nr. 962 [2. H. 15. Jh.], 963 [ca. 1416–21], 964 [Ende 14. Jh.], 968 [1. H. 14. Jh.], 973 [13. Jh.]) der zwölf in der Grabungskampagne 2008 entdeckten Birkenrindeninschriften kurz vor, allerdings mit Ausnahme der letzten, die nur neun Buchstaben umfasst, nur in Übersetzung bzw. nur mit Edition einiger Zeilen.

Mythologie: R. MATASOVIĆ, *The world tree and the augural birds in the Indo-European tradition* (S. 89–94), zeigt die Verbindung zwischen der auf einem Baum sitzenden mythischen Figur des *divъ* im Igorlied und auf Bäumen sitzenden rufenden Vögeln in anderen Bereichen der Indogermania, im Kymrischen und Altnordischen auf. In diesem Zusammenhang ist auf weitere neu erschienene Literatur zur Mythologie der Indogermanen und gerade auch zum Weltenbaum hinzuweisen, nämlich auf JANDA 2010: 109–129 (“5. Odin und Yggdrasill”) und die Aufsatzsammlung TOPOROV 2010.

Eine Sonderstellung innerhalb des Bandes nimmt der Beitrag P. WEXLERS, *Do Jewish Ashkenazim (i.e. "Scythians") originate in Iran and the Caucasus and is Yiddish Slavic* (S. 189–216), ein. In ihm verfißt W. erneut seine These, dass das Ostjiddische keinesfalls – wie allgemein angenommen – ein mittelhochdeutscher Dialekt (bairischer oder rheinischer Herkunft) gewesen sei, der, nach Osten in slawische Umgebung gebracht, außer den zahlreichen, v.a. religiös bedingten Hebraismen eben unzählige Slawismen bes. polnischen und weißrussischen bzw. ukrainischen Ursprungs aufgenommen habe, sondern, dass es sich vielmehr ursprünglich beim Jiddischen um eine slawische Sprache "kiewo-polessischen", also ukrainisch-weißrussischen Ursprungs handele, die die Juden als Lingua franca bereits des Chasarenreichs kennen und benutzen lernten, da sie ihrer bevorzugten Beschäftigung, dem Handel (u.a. auf der Seidenstraße), dienlich war. Eine weitere Gruppe bildeten nach W. Juden, die das Altsorbische angenommen hatte, eine dritte die Juden, die im Persischen Reich iranische Sprachen benutzten. Diese drei Gruppen seien dann verschmolzen unter fortgesetzter Benutzung der slawischen Sprache, in die dann im Falle der sorbisch sprechenden Juden bereits im Hochmittelalter Germanismen und Germanoidismen aufgenommen wurden, sofern dem nicht entgegen stand, dass bereits semantisch und lautlich nahestehende Wörter slawischen, iranischen oder semitischen Ursprungs vorhanden waren. Die Aufnahme von Wörtern deutscher Herkunft war so massiv, dass die Sprache nach dieser Relexifizierung schließlich den Eindruck erwecken musste, als sei sie deutschen Ursprungs. Abgesehen davon, dass sich der letzterwähnte Vorgang auch schlicht umgekehrt schildern lässt, sind die historischen Belege für diese Theorie m.E. noch dünner als für die herkömmliche Theorie der Ausbreitung der Sprache und der Sprecher im Hochmittelalter vom Rhein bzw. Bayern nach Osten. Dem Rez. scheint die These trotz der zahlreichen Bücher und Artikel, die W. zu diesem Thema bereits verfasst hat, weder aus linguistischer noch aus historischer Sicht stichhaltig. Daran ändert auch der beigegebene modellhafte Ausschnitt aus einem in Vorbereitung befindlichen jiddischen etymologischen Wörterbuch (S. 204–215) nichts, zumal dieser "sample entry" an Unübersichtlichkeit kaum zu übertreffen ist.

Literatur

- BICHLMEIER, Harald (2007): Rez. zu: GREULE, Albrecht; JANKA, Wolfgang; PRINZ, Michael (Hgg.): *Gewässernamen in Bayern und Österreich*. 3. Kolloquium des Arbeitskreises für bayerisch-österreichische Namenforschung (Regensburg, 27./28. Februar 2004). Regensburg 2005 (Regensburger Studien zur Namenforschung 1). *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 69/3, 2006 [2007]. 1011–1014.
- BICHLMEIER, Harald (2009): Rez. zu HOLZER 2007. *Zeitschrift für Balkanologie* 45/1. 110–111.
- BICHLMEIER, Harald (2010a): „Bairisch-österreichische Orts- und Gewässernamen aus indogermanistischer Sicht“. *Blätter für oberdeutsche Namenforschung* 46, 2009 [2010]. 3–63.
- BICHLMEIER, Harald (2010b): „Moderne Indogermanistik vs. traditionelle Namenkunde, Teil 3: *Traun, Raab und Auders*“. *Österreichische Namenforschung* 38. 104–113.
- BICHLMEIER, Harald (2011a): „Einige grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis von Indogermanistik und voreinzelsprachlicher resp. alteuropäischer Namenkunde mit einigen Fallbeispielen (Moderne Indogermanistik vs. traditionelle Namenkunde, Teil 1)“. *Namenkundliche Informationen* 95/96, 2009 [2011]. 173–208.

- BICHLMEIER, Harald (2011b): „Bayerisch-österreichische Orts- und Gewässernamen aus indogermanistischer Sicht: Teil 2: Isar und etymologisch Verwandtes (sowie Addenda zu dem Beitrag in den BONF 46 (2009 [2010]), 3–63)“. *Blätter für oberdeutsche Namensforschung* 47, 2010 (2011). 21–31.
- EDSIL: DERKSEN, Rick: *Etymological Dictionary of the Slavic Inherited Lexicon*. Leiden, Boston 2008 (= Leiden Indo-European Etymological Dictionary Series 4).
- ESJS: ERHART, Adolf; HAVLOVÁ, Eva et al.: *Etymologický slovník jazyka staroslověnského*. Praha 1989ff.
- HOLZER, Georg (2007): *Historische Grammatik des Kroatischen. Einleitung und Lautgeschichte der Standardsprache*. Frankfurt, Bern etc.
- JANDA, Michael (2010): *Die Musik nach dem Chaos. Der Schöpfungsmythos der europäischen Vorzeit*. Innsbruck (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Neue Folge 1).
- LIV²: RIX, Helmut et al.: *Lexikon der indogermanischen Verben. Die Wurzeln und ihre Primärstammbildungen*. Zweite, verb. u. erw. Aufl. Wiesbaden 2001.
- NIL: WODTKO, Dagmar S.; IRSLINGER, Britta; SCHNEIDER, Carolin: *Nomina im Indogermanischen Lexikon*. Heidelberg 2008 (Indogermanische Bibliothek Reihe 2, Wörterbücher).
- ТОПОРОВ, Владимир Н. (2010): *Мировое древо: Универсальные знаковые комплексы*. 2 Bde. Moskva.

Halle/Jena

HARALD BICHLMEIER

MARIE JANINE CALIC: *Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert*. München: Verlag C. H. Beck 2010. 416 S. ISBN 978-3-406-60645-8.

Die neue Reihe des Beck-Verlages „Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert“ hat sich kein geringes Ziel gesetzt: Mit ihr solle, so der Herausgeber Ulrich HERBERT, der historische Europagedanke aufgegriffen und gestärkt werden. Dies bedeute jedoch nicht, dass sich (für das 20. Jahrhundert) nationalstaatliche Erzählstränge völlig ausblenden ließen.

In Anbetracht solcher Vorgaben erweist sich eine Geschichte Jugoslawiens als echter Härtefall und Prüfstein, dem sich die renommierte Münchener Zeithistorikerin Marie-Janine CALIC angenommen hat. Wie sie in ihrer Einleitung betont, solle neben einer stringenten Erzählung der Versuch unternommen werden, alte Mythen zu dekonstruieren, und den Reiz der Region einem möglichst breiten Publikum nahe zu bringen.

Den ideengeschichtlichen Ausgangspunkt stellen die südslawischen Gedankenexperimente des 19. Jahrhunderts dar, die von der Vision einer föderativen Selbstbestimmung und dem Vorbild der (west-)europäischen Moderne inspiriert wurden. Beide Staatsgründungen 1918 und 1945 waren jedoch von vergleichbaren Problemfeldern überschattet: der nationalen Frage, der weitreichenden sozioökonomischen Rückständigkeit bzw. Armut und außenpolitischen Rahmenbedingungen, die von Großmächten vorgegeben worden seien. Hinzu kam, dass auf recht engem Raum, ganz plötzlich unterschiedlichste wirtschaftliche, administrative und gesellschaftliche Systeme miteinander in Einklang gebracht bzw. rasch entsorgt werden mussten.

Was die Gemeinsamkeiten mit anderen europäischen Gesellschaften betrifft, so unterlag auch Jugoslawien einem tiefgreifenden sozialen, ökonomischen und intellektuellen Wandel, der sich als Transfer- und Verflechtungsgeschichte charakterisieren lasse. Jedenfalls änderten sich Kultur, Mentalitäten und Alltagsrealitäten inner-

halb weniger Jahrzehnte komplett. Leitfrage des Buches ist daher, welche Vorstellungen von Fortschritt und Modernität das Handeln der jeweiligen Akteure bestimmte, wie deren Realisierungsversuche ausfielen, und auf welche Resonanz diese Veränderungen in der Gesellschaft trafen. Natürlich spielten dabei auch kollektive Erfahrungshorizonte eine wichtige Rolle. Calics Kernthese lautet in diesem Zusammenhang, dass nicht unüberwindbare ethnische oder religiöse Unterschiede das südslawische Projekt scheitern ließen, sondern die „Politisierung von Differenz in der modernen Massengesellschaft des 20. Jahrhunderts“ (S. 13).

Der Hauptteil des Buches erstreckt sich anschließend auf sechs Abschnitte mit jeweils mehreren Unterkapiteln. Hierbei wird die Chronologie von fünf sogenannten „Querschnitten“ aufgebrochen, die analog zu den anderen Bänden der „europäischen Reihe“ am Beispiel eines bestimmten Jahrzehnts markante Zäsuren der jugoslawischen Geschichte widerspiegeln sollen.

Den Anfang machen die Vorgeschichte seit dem Berliner Kongress 1878 und die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs. Die Epoche um 1900 wird dabei als durch die Menschen bewusst erlebte Zeitenwende charakterisiert. Trotz aller kulturellen Unterschiede habe – in allen südslawischen Landesteilen – eine gewisse Aufbruchseuphorie geherrscht. Die nationale oder konfessionelle Heterogenität der Gesellschaften stand (noch) nicht in Widerspruch zu diesem Befund. In der Praxis waren zwar Sprache und Religion die wichtigsten Differenzierungsmerkmale, eine nationale Selbstdefinition war aber insbesondere auf dem Dorf, wo die absolute Mehrheit der Bevölkerung siedelte, schwierig, widersprüchlich, im staatsfernen Alltag durchweg unnötig. Hier habe es allenfalls „protonationale“ Formen nationalen Bewusstseins gegeben (S. 22).

Sehr viel relevanter für alle weiteren Entwicklungen waren hingegen die sozialen und ökonomischen Verhältnisse auf dem Land. Hier waren patriarchalische Hierarchien, großfamiliäre Lebensweisen und wirtschaftlich prekäre Existenzen an der Tagesordnung, die lange Zeit nicht überwunden werden konnten.

Der Ausgang des Ersten Weltkriegs wirkte schließlich als Geburtshelfer des ersten jugoslawischen Staates, der 1918 mit großen Erwartungshaltungen ins Leben gerufen wurde. Wie der zweite Abschnitt unterstreicht, war der staatspolitische Kompromiss unter den (nationalen) Eliten jedoch äußerst fragil. Das zentralistische Prinzip setzte sich schließlich durch, und wurde vor allem durch die Kroatische Bauernpartei massiv in Frage gestellt. Die politische Radikalisierung zog sich letztlich bis zur Zerschlagung Jugoslawiens 1941 hin. Andererseits gerieten ab den Zwanziger Jahren gesellschaftliche (Rollen-)Muster ins Wanken, differenzierten sich soziale Milieus als Vorreiter einer neuen Massenkultur heraus.

Der dritte Teil beleuchtet die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs 1941 bis 1945, die schließlich im Sieg der Tito-Partisanen mündeten. Neben der wirtschaftlichen Ausbeutung machten die enormen demographischen Verluste und ethnisch motivierte Gräueltaten, d.h. die alltägliche Erfahrung von massenhafter Gewalt und Terror, die katastrophale Bilanz des Krieges komplett. Davon konnte sich auch die Neugründung unter sozialistischen Vorzeichen nicht lösen, hatten doch die Tito-Partisanen gleichfalls erhebliche Kriegsverbrechen, besonders im Jahr 1945, verübt.

Der vierte Abschnitt steht dennoch ganz im Zeichen TITOS und seiner persönlichen Herrschaft. Aber nicht nur sein Charisma, auch der wirtschaftliche Aufschwung

habe für die Generierung von Loyalität unter der Bevölkerung gesorgt. Diese profitierte von der Urbanisierung und Industrialisierung, sah aber auch durch die außenpolitischen Erfolge Titos das Prestige des Vielvölkerstaates gestärkt. Einschneidend war auch die neue Rolle von Frauen, die gesetzlich mehr Selbstbestimmungsrechte zugebilligt bekamen. Hinzu kam eine Bildungsrevolution und das Entstehen einer Freizeit- bzw. Konsumgesellschaft, welche der allgemeinen sozialen Individualisierung Vorschub leistete.

Die zunehmende staatliche Föderalisierung und wirtschaftliche Liberalisierung konnte aber das innerjugoslawische Produktivitäts- und Wohlstandsgefälle nicht kompensieren. Zum „Wirtschaftsnationalismus“ kamen schließlich die Politisierung sprachlich-nationaler Unterschiede in den Teilrepubliken, wodurch das föderative und sozialistische Jugoslawien noch zu Titos Lebzeiten erheblichen Gefährdungen ausgesetzt wurde. Nach Titos Tod verschärfte sich die wirtschaftliche Talfahrt, die Republiken trieben immer weiter auseinander und in Serbien gelangte Slobodan MILOŠEVIĆ an die Macht. Die Krisen- oder Endzeitstimmung der Achtziger Jahre ließ sich allerorten beobachten. Zunächst einmal waren Religion und Religiosität unter der Bevölkerung wieder auf dem Vormarsch. Dieser Prozess war jedoch eng mit politischen oder nationalistischen Empfindungen verknüpft, welche von Klerikern und Medien zusätzlich angeheizt wurden. Diese lieferten vermeintlich simple, chauvinistische Antworten auf aktuelle Probleme, und dilettierten teilweise auch auf dem Feld der Erinnerungspolitik. Gleichzeitig nahm die Autorität der Partei (BKJ) stetig ab, sodass neue, radikale Parteien entstanden, welche Partikularinteressen vertraten. Der Bund war schon Ende der achtziger Jahre faktisch tot, in den Republiken hatte er jedenfalls kaum noch Einfluss. Der Untergang Jugoslawiens vollzog sich schließlich in mehreren blutigen Akten.

Obwohl es zum Krieg und zum Zerfall Jugoslawiens nach 1991 bereits eine Fülle von Veröffentlichungen gibt, bleibt Calic abschließend bei ihrer These, dass die Geschichte Jugoslawiens nicht grundsätzlich zum Debakel verurteilt gewesen sei. Der Rezensent vermerkt spätestens an dieser Stelle ein wenig „Jugo-Nostalgie“ zwischen den Zeilen schimmern zu sehen. Im Anhang finden sich eine Zeittafel, Tabellen und historisches Kartenmaterial.

Das Buch hat den Vorzug, eine der wenigen deutschsprachigen Synthesen zur jugoslawischen Geschichte zu sein. Dies lässt wie auch schon bei ihrem Vorgänger SUNDHAUSEN (*Geschichte Jugoslawiens 1918–1980*. Stuttgart 1982) die Quellenbetrachtung zugunsten einer konzisen Narration in den Hintergrund treten. Dabei entstanden in der Darstellung naturgemäß Lücken und Ausblendungen.

Leider löst die Autorin ihr Ankündigung, Ostbosnien als eine Art *pars pro toto*, als roten Leitfaden für ihre Betrachtungen zu verwenden, nur viel zu spärlich ein. Die statistische Argumentation des Buches ist dagegen folgerichtig und irritiert nur an manchen Stellen durch einen etwas saloppen Sprachstil. Festzuhalten bleibt, dass die „Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert“ in ihren Ausführungen solide und allgemeinverständlich gehalten ist. Wenngleich aus wissenschaftlicher Sicht Fragen offenbleiben (müssen), liegt ein aktueller Einstieg in die jugoslawische Zeitgeschichte vor.

Gießen/Jena

RAYK EINAX

NIKOLA PETKOVIĆ: *Identitet i granica. Hibridnost i jezik, kultura i građanstvo 21. stoljeća* [Identität und Grenze: Hybridität und Sprache, Kultur und Bürger des 21. Jahrhunderts]. Zagreb: Naklada Jesenski i Turk 2010. 370 S. ISBN 978-953-222-335-4

In Südosteuropa sind Begriffe wie Identität und Grenzen seit einiger Zeit in den Fokus geraten. Sie spielen eine wichtige Rolle im öffentlichen Diskurs der Politik, Medien, Kultur und Wissenschaft. Die kulturologische Studie von Nikola PETKOVIĆ „Identität und Grenze: Hybridität und Sprache, Kultur und Bürger des 21. Jahrhunderts“ versucht neue Akzente im Umgang mit diesem Thema in Kroatien zu setzen.

Eine Art Motto des Buchs stellt der Gedanke des amerikanischen Philosophen Akeel Bilgrami dar, dass der Begriff der Identität sein Korsett abgeworfen habe und sich nunmehr im Bereich der Kultur und Politik frei bewege. In sieben Kapiteln des Buchs ist deshalb die Hauptfrage, was eigentlich Identität ist; was heißt, Kroat oder Moslem oder Amerikaner zu sein. Auf der Suche nach einer Antwort folgt der Verf. dem Weg dieses Begriffs in der Kulturologie seit zwanzig Jahren durch die üblichen Kategorien: Ethnos, Rasse, Klasse, Gender, Nation und Sprache.

Im einleitenden Teil werden theoretische Aspekte beleuchtet. Dabei wird auf die Gefahr der Nichtunterscheidung des Begriffs Identität vom Prozess der Identifikation hingewiesen. Der Verf. führt Beispiele aus der Kulturgeschichte an, in denen Identifikation als Identität verstanden wurde, und besteht auf einer klaren Unterscheidung zwischen Identifikation und Identität.

Das anschließende Kapitel lenkt die Aufmerksamkeit zunächst auf Erinnern und Vergessen. In diesem Zusammenhang wird auf die Frage eingegangen, welche Modelle für Bürger des 21. Jahrhunderts entwickelt werden können. In Zeiten der Globalisierung hält der Verf. die zeitliche Dimension für wichtiger als die räumliche.

Die darauf folgenden Kapitel befassen sich mit der kulturellen und sprachlichen Dominanz im Kontext der Identitätsfrage. Es fällt ins Auge, dass das Motiv Sprache die ganze Suche nach Identitäten in diesem Buch durchzieht. Der Verf. konzentriert sich dabei auf Kroatien, aber wider Erwarten geht es nicht – wie ansonsten üblich in Werken zum selben Thema – um die Rolle der Sprache bei der Konstruktion einer kroatischen Identität gegenüber der serbischen. Stattdessen wird eine regionale Identität innerhalb Kroatiens beschrieben, die auf dem čakavischen Dialekt beruht. Ausgehend von der Beziehung des čakavischen Dialekts zur štokavischen Standardsprache entwickelt der Verf. die These von der Hegemonie des Standards in Kroatien. Eine völlige Marginalisierung des Čakavischen wird nachgewiesen, die selbst in der künstlerischen Domäne zu beobachten ist. So befinde sich beispielsweise die čakavische Poesie in einer Art Ghetto und werde auf fast kindische Motive reduziert. Mit Hilfe von Zitaten deckt der Verf. abwertende Einstellungen zu den Dialekten bei kroatischen Literaturwissenschaftlern und beim kroatischen Sprachwissenschaftler Dalibor Brozović auf. Diese unterzieht er Kritik und versucht einen Beitrag zur Überwindung der kulturellen Hegemonie des Standards zu leisten. Die Kultur in Kroatien sei dreisprachig (Štokavisch, Kajkavisch, Čakavisch), wobei sich čakavisch oder kajkavisch Sprechende in einer Situation befinden, die Petković mit Hilfe der „Kolonialisierung der Psyche Einzelner“ darstellt, eines Begriffs, den die amerikanische Philosophin Kelly Oliver eingeführt hat.

Im Allgemeinen haben amerikanische Autoren (u.a. Kwame Anthony Appiah, Henry Louis Gates, Homi Bhabha) die Konzeption dieses Buchs sehr beeinflusst. Der Verf. geht davon aus, dass die postkommunistische Identitätssuche in Kroatien und die postkoloniale Identitätssuche in außereuropäischen Ländern viel gemeinsam haben. Andererseits kommt im Buch stark zum Ausdruck die Kluft zwischen den kulturologischen Kenntnissen und der öffentlichen Meinung in Kroatien. Petković schildert, wie historische Narrative und pseudohistorische Argumente in Kroatien verbreitet werden, um Identität zu schaffen. Darin sieht er neu-nationalistische Instrumentalisierung der Massengefühle. Die wissenschaftliche Sichtweise, dass Identitäten nicht (nur) geerbt, sondern auch konstruiert werden, und dass es mehr als eine Identität gibt, wird in der Öffentlichkeit so gut wie gar nicht vertreten. Insofern ist die Studie von Nikola Petković ein Schritt zu „Bürgern des 21. Jahrhunderts, die die Welt um sich herum bewusst wahrnehmen und die sich für sogenannte feste Identitäten nicht interessieren sollten“ (S. 146).

Mainz

SNJEŽANA KORDIĆ

ERIC W. STEINHAEUER: *Vampyrologie für Bibliothekare. Eine kulturwissenschaftliche Lektüre des Vampirs* (= Bibliothope, 1). Hagen-Berchum: Eisenhut Verlag 2011. 104 S., 20 Abb. ISBN 978-3-942090-06-3.

Selten hat sich der Rezensent, der ja eine gewisse vampireske Ader hat, so sehr mit dem Buch eines ebenfalls vampiresken Kollegen amüsiert wie in diesem Falle. Eric W. STEINHAEUER ist eines der geistreichsten und von der Theorie her auch noch innovativsten Bücher der letzten Jahre zum Thema Vampir gelungen, und das auf nur wenig mehr als 100 Seiten.

Steinhauer, promovierter Jurist und Dezernent an der Universitätsbibliothek Hagen, Experte für Bibliotheks- und Urheberrecht, setzt sich laut Vorwort das Ziel, den Vampir „als ein bibliothekarisches Phänomen zu beschreiben und zu verstehen“ (S. 11), mehr noch, der Bedeutung der Bibliothek für den Mythos Vampir nachzugehen und letztlich sogar die Bibliothek als ein vampirisches Unternehmen zu dechiffrieren. Dabei sind die ersten beiden Kapitel „Der Vampir – Begriff und Phänomen“ (S. 14–20) und „Vampirismus in amtlichen Berichten“ (S. 20–26) solide, aber unspektakuläre Hausmannskost. Mit dem dritten Kapitel (S. 26–42) setzt dann das wahre Vergnügen ein – Steinhauer folgt der aufgeklärten Debatte nach 1732, beschreibt die Rolle des Gerard van Swieten bei der amtlichen Aufarbeitung der *magia postuma* um die Mitte des 18. Jahrhunderts und nimmt sich der „nachzehrenden Debatten“ (S. 38) an, die bis weit in das 19. Jahrhundert hinein geführt wurden.

Welche Bedeutung die Bibliotheken für die Verbreitung des Wissens von den Vampiren hatten und noch haben, wird im 4. Kapitel „Bibliothek und Vampirismus“ (S. 42–52) eingehend dargestellt. Zu Recht weist Steinhauer darauf hin, dass erst die Verwandlung von Verwaltungsschriftgut in Bücher, mithin also die Aufarbeitung und Verbreitung von handschriftlichem und exklusiven Material in gedrucktes und frei zugängliches, den Vampir vom Balkan einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht hat. Dass gerade das Barock auch das Zeitalter der großen Büchersammlungen und repräsentativen Bibliotheksbauten war, hat diesen Effekt nur beschleunigt – es

war eine Epoche, in der Wissen noch exklusiv aus dem Buch entnommen und neues Wissen so gewonnen werden konnte. 100 Jahre später hätte es anders ausgesehen – es begann die Zeit der umherstreifenden Geschichtensammler, denen recht bald veritable Volkskundler folgen sollten.

Auf das kurze 5. Kapitel zum Vampir als literarischer Figur (S. 52–59) folgt Nummer 6, „Die Bibliothek in der Vampirliteratur“ (S. 59–71). Der Bibliotheksbenutzer, der Bibliophile, der „Buchmensch“ (S. 62) findet in der fiktionalen Literatur nach Steinhauers Beobachtung am ehesten Zugang zu den Vampiren. In allen zentralen Vampirromanen des 19. Jahrhunderts haben diejenigen, die dem Vampir begegnen und ihn bald als solchen erkennen, einen Hang zu Regalen voller Bücher. Höhepunkt ist Bram Stokers *Dracula*, „dieses Buch ist ein mediales Ereignis schlechthin“ (S. 64). Es wird telegraphiert und auf Schreibmaschinen geschrieben, Tagebuchauszüge und Zeitungsmeldungen spielen eine große Rolle, aber eben auch Bücher und Bibliotheken. Jonathan Harker hatte sich erst einmal in die British Library gesetzt, um sich auf die Reise zum Grafen Dracula vorzubereiten, der Graf selber besitzt eine gut ausgestattete Bibliothek, Abraham van Helsing kennt die einschlägige Literatur und hat stets ein Beispiel aus einem alten Bericht zur Hand – es ist ein Zusammenprall bibliophiler, im Falle van Helsing auch bibliomaner Gestalten.

Aber kann es nicht sein, dass die Bibliothek selber so etwas wie ein Vampir ist? Dieser Frage geht der Autor im 7. Kapitel „Bibliotheca Vampyrus“ (S. 71–86) nach. Und siehe da, Steinhauer findet Parallelen. So werden allzu eifrige Nutzer von Bibliotheken und die Bibliothekare selbst von dem ungarischen Philosophen Belá Hamvas (1897–1968) in einer Art beschrieben, die an die Opfer von Vampiren erinnert, grau, mit Augen ohne Schimmer, in der Dämmerung lebend, Kellersasseln gleich (S. 74f.). Der Lektüre von Büchern schein zu ermatten, wie Steinhauer selber festhält (S. 75). Der Leser, dessen Schlaf der Vernunft bei Goya Ungeheuer gebiert, ist über einem Schriftstück eingeschlummert (S. 76). Und ist eine Bibliothek nicht sowieso eine Versammlung von Toten, die aber, Jorge Luis Borges folgend, wieder zum Leben gebracht werden können, wenn man nur die Seiten wieder öffnet (S. 85)? Gerade dieser kleine Essay am Schluss des Buches eröffnet einen ganz neuen Blick auf das Verhältnis von Vampir und Bibliothek.

Steinhauers Werk ist eine herrliche, anregende und vergnügliche Lektüre, allerdings ohne Vorkenntnisse nicht zu lesen – es ist definitiv kein Einführungswerk. Zwar sind die beiden ersten Kapitel fehlerfreie Hinführungen zum Thema, doch geht es unmittelbar danach so richtig los. Es wird viel Information auf engem Raum geboten, und manche Beschreibung fällt sehr knapp aus. Ein Beispiel: Wer nicht weiß, wer Joseph Görres war, kann mit den wenigen Worten „Namensgeber der Görres-Gesellschaft, einer honorigen Vereinigung katholischer Akademiker“ (S. 38) wohl nur wenig anfangen. Zwar wird in Fußnoten meist Abhilfe durch einen Lektürehinweis zu schaffen versucht, aber dies setzt voraus, dass der Leser dann eben nachschlägt ... sofern ihm der Name Görres nicht vorher schon längst geläufig ist.

Vom technischen Standpunkt aus gesehen ist das kleine Buch völlig in Ordnung. Zwar werden alle Abbildungen, die auch nicht immer ganz zielsicher im Satzspiegel stehen, auf dasselbe leicht grobe Papier wie der Text gedruckt, was einige detailreiche Stiche etwas in Mitleidenschaft zieht, doch ist der Satz selber sauber und fehlerfrei, und die Bindung hält einiges aus ... es ist ein bibliothekstauglicher Band.

Nach so vielen Worten ist das Fazit ein kurzes – Eric W. Steinhauer hat ein kleines, feines und kenntnisreiches Büchlein über das Verhältnis von Vampir und Bibliothek geschrieben, das sich dem Untertitel zum Trotz nicht nur an Bibliothekare wendet. Bitte kaufen, lesen, in die eigene Bibliothek einreihen ... und abwarten, was passiert.

Regensburg

PETER MARIO KREUTER

OLIVER JENS SCHMITT: *Skanderbeg. Der neue Alexander auf dem Balkan*. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2009. 432 S. ISBN 978-3-7917-2229-0.

SCHMITT beginnt seine Studie mit einer Vision, die der katholische Priester Marinus BARLETIUS aus der nordalbanischen Stadt Skutari 1508 in seinem Buch „Leben und Taten Skanderbegs, des Fürsten von Epirus“ verbreitete: Eine junge Frau träumte in der Nacht vor der Geburt ihres Kindes, dass sie eine große Schlange geboren habe, deren Körper ganz Albanien bedeckt, sich an den Grenzen des Osmanischen Reiches windet und dieses in ihren Rachen verschlingt, während ihr Schwanz im adriatischen Meer badet.

Jeder humanistisch gebildete Mensch bemerkte damals sofort die Parallelen zur allegorischen Darstellung des Lebens von ALEXANDER DEM GROSSEN bei PLUTARCH. Auch die Mutter Alexanders träumte demnach, einen Lindwurm zu gebären, der die Perser verschlingen würde.

Zu der Zeit, als Barletius sein Buch veröffentlichte, stand das Osmanische Reich kurz vor seinem vernichtenden Angriff auf das Königreich Ungarn, der letzten großen christlichen Macht in Südosteuropa. Alle anderen Mächte des Balkans waren bereits der osmanischen Expansion zum Opfer gefallen. Die größte Seemacht des Mittelmeeres, Venedig, hatte soeben ihre größte Niederlage zu Wasser gegen die aufstrebende Macht im Osten erlitten. Seit nahezu einem halben Jahrhundert suchten die europäischen Renaissancefürsten nach einer Heldengestalt, die den neuen „Persern“ erfolgreich die Stirn geboten hatten und fanden diese in der Gestalt des albanischen Adligen Georg KASTRIOTA, genannt SKANDERBEG. Der Priester Barletius setzte diesem „abendländischen Heroen“ schließlich ein zentrales literarisches Denkmal – auch wenn die Wirklichkeit ganz anders ausgesehen hatte.

Georg Kastrioti kam als Sohn eines mittelalbanischen Adligen als Geisel an den Hof des osmanischen Sultans. Dort trat er zum Islam über und machte in der osmanischen Armee eine erstaunliche Karriere, die ihm den Beinamen „Skanderbeg“ („Alexander“) einbrachte. 1443 gab er plötzlich seine Funktionen im osmanischen Heer auf und ging zurück in die albanischen Berge, um fortan Widerstand gegen die osmanische Vorherrschaft zu organisieren. Aus dem rauen mittelalbanischen Bergland heraus führte er mit einigen hundert, zu seinen besten Zeiten kaum mehr als zweitausend bis dreitausend Kämpfern einen erbitterten Guerillakrieg. Seine Gefolgsleute versorgten sich durch Raubzüge und Kriegsgefangene, soweit diese Lösegeld einbrachten. Führer einer albanischen Befreiungsbewegung war er nicht. Kämpften in seinen Reihen wahrscheinlich auch orthodoxe Slawen, Griechen und Valachen, so zogen es gleichzeitig viele albanische Adelige vor, sich auf die Seite des Sultans zu stellen. Unterstützung von außen fand er besonders beim ungarischen Herrscher

Johann HUNYADI. Nach dessen Tod 1456 musste Skanderbeg jedoch vor allem Hilfe in Italien suchen. Er unterstellte sich als Vasall dem König von Neapel, was ihm zwar Waffenlieferungen einbrachte, ihn jedoch auch zu einer Spielfigur im neapolitanisch-venezianischen Stellvertreterkrieg auf dem südwestlichen Balkan werden ließ. Zu seinen treuesten Verbündeten zählte die katholische Kirche, doch konnte dies nicht verhindern, dass der Widerstand unter Skanderbeg das osmanische Vordringen in Albanien nur hinauszögern konnte. 1466/67 verheerte eine Streitmacht unter Sultan MEHMED II. persönlich das Aufstandsgebiet. Zehntausende Bewohner wurden von der Soldateska niedergemacht, viele flohen in das neapolitanische Süditalien, wo ihre Nachfahren, die sogenannten Arbëreshe, bis heute leben. Mittelalbanien sollte sich davon über Jahrzehnte nicht mehr erholen. Skanderbeg starb, 63-jährig, verarmt und von allen Verbündeten verlassen im Januar 1468 an einem Fieber. Schon bald entwickelte sich jedoch um seine Person ein beispielloser Erinnerungskult, den der eingangs erwähnte Priester Barletius als einer von vielen mitgestaltete. Je größer die Bedrohung durch die Osmanen im Mittelmeerraum und dem nördlichen Balkan wurde, desto mehr avancierte Skanderbeg bis ins 16. Jahrhundert hinein zum glorifizierten Helden, der die türkische Übermacht das Fürchten gelehrt hatte.

Beinahe zwangsläufig wurde er später zur zentralen Identifikationsfigur der albanischen Nationalbewegung. Unter der stalinistischen Herrschaft Enver HOXHAs nach 1945 wurde er in einen nahezu sakralen Rang erhoben, wobei er zum genialen Vorläufer des Diktators im nationalen Befreiungskampf gegen die osmanische resp. faschistische Fremdherrschaft stilisiert wurde.

Mit Literatur über den legendären Anführer Skanderbeg könnte man ganze Bibliotheken füllen. Über fünfhundert Jahre inspirierte er Literaten, Maler, Komponisten und Politiker. Sein Denkmal steht heute in Tirana ebenso wie in Skopje und in Prishtina. Dabei lässt sich sehr gut nachverfolgen, wie sich ein Mythos verselbständigen kann, wie sich Tatsachen und Dichtung schier untrennbar vermischen und zu einer scheinbaren Wahrheit konstruiert werden, die Generationen von Menschen in ihrer Erinnerungskultur bis heute prägen.

Der Schweizer Südosteuropahistoriker und ausgewiesene Albanienexperte Oliver Jens SCHMITT nahm in seiner Studie die große Herausforderung an, diese Legende Stück um Stück zu hinterfragen und in akribischer Quellenforschung belegbare Tatsachen von Verklärung zu trennen. Dazu zieht Schmitt zahlreiche unveröffentlichte Originalquellen aus spanischen, italienischen, österreichischen und kroatischen Archiven sowie die große Zahl bereits veröffentlichter Quellen aus Venedig, Genua und dem Vatikan heran. Zugute kam dem Autor sicherlich auch, dass er die meisten Originalschauplätze in Albanien selbst bereiste und so noch deutlicher aufzeigen konnte, wie groß die Diskrepanzen zwischen den Vorstellungen der Renaissancefürsten und der albanischen Wirklichkeit waren. Lässt sich die Außensicht des Vatikans, Neapels oder Venedigs sehr gut rekonstruieren, so merkt Schmitt immer wieder kritisch an, dass von vielen balkanischen Akteuren nur wenige oder gar keine Selbstzeugnisse existieren. Viele Fragen müssen somit zwangsläufig offen bleiben.

Schmitt strukturiert seine detaillierte Studie in drei Schritten. Zunächst widmet er sich in den Kapiteln I und II den Jahren 1405 bis 1450 und damit der mittelalbanischen Heimat Skanderbegs, den Hintergründen seiner Entsendung als Geisel an den Hof des Sultans, seiner Karriere in osmanischen Diensten sowie seiner Rückkehr

nach Albanien und der erfolgreichen Anfangsphase des von ihm organisierten Widerstands. In einem zweiten Schritt schildert Schmitt in den Kapiteln III und IV die zunehmenden Schwierigkeiten des Kampfes im Fadenkreuz der Machtrivalitäten Neapels, Venedigs und des Vatikans, den Beginn Skanderbegs Verklärung an den Renaissancehöfen seiner Zeit bis zu seinem Tod 1468 als „tragischer Held einer Zeitenwende“ und dem Ende des Widerstands in Albanien. Am Ende, in Kapitel V, wird kurz aber prägnant die weitere Entwicklung des Skanderbeg-Mythos bis zur Gegenwart skizziert.

Schmitt erarbeitete auf diese Weise eine akribische Biografie, die für lange Zeit in der Skanderbeg-Forschung neue Maßstäbe setzen wird. Nüchtern und mit beständigem Verweis auf die Quellen hält er dem Skanderbeg-Kult einen Spiegel vor und provoziert damit unausweichlich einen Sturm der Entrüstung in nationalalbanischen Kreisen¹. Der albanische Intellektuelle Ismail KADARE, der selbst mit seinem Roman „Die Festung“ den nationalen Kult um Skanderbeg zementiert hat, wirft Schmitt vor, mit der Verunglimpfung Skanderbegs den Freiheitsgedanken der albanischen Nation zu beleidigen. Skanderbeg, so Kadare, sei schließlich ein wichtiger Beweis für die Jahrhunderte alte europäische Identität Albanien. Viele andere albanische Intellektuelle, selbst der albanische Regierungschef Salih BERISHA und der albanische Staatspräsident Bamir TOPI, schließen sich dieser Fundamentalkritik an.

Schmitt konnte, basierend auf einer stabilen Quellenlage, nachweisen, dass Skanderbeg nicht aus „nationalen“ Gründen mit dem Osmanischen Reich brach und nach Albanien zurückkehrte, sondern aus dem „archaischen“ Gebot der Blutrache heraus; war doch Skanderbegs Vater auf Befehl des Sultans ermordet worden. Darüber hinaus warfen viele nationalbewusste Albaner Schmitt vor, Skanderbeg einer Entalbanisierung zu unterziehen, weil er aufzeigte, dass die Familie der Kastrioti keineswegs einem rein albanischen, sondern einem ethnisch-konfessionell sehr gemischten Umfeld entstammte und selbst slawisch-orthodoxe Anteile aufwies. In Abgrenzung zum orthodoxen Griechen- und Serbentum, aber auch zur angeblich uneuropäisch-islamischen Welt kam dies für albanische Nationalisten einer nationalen Schmähung gleich.

Es beruhigt jedoch, dass, nachdem die erste Hysterie Anfang 2009 abgeklungen war, sich auch vermehrt Stimmen in Albanien fanden, die das Buch Schmitts zum Anlass nahmen, eine kritische Aufarbeitung alter Geschichtsbilder und nationalistischer Mythen zu fordern. Oliver Schmitt legte auf diese Weise nicht nur ein äußerst lesenswertes und wertvolles wissenschaftliches Werk vor, sondern brachte innerhalb der albanischen Öffentlichkeit einen Stein ins Rollen, der hoffentlich so schnell nicht wieder aufgehalten werden wird².

Leipzig

BJÖRN OPFER-KLINGER

- 1 Siehe dazu: Michael SCHMIDT-NEKE: „Skanderbegs Gefangene: Zur Debatte um den albanischen Nationalhelden“. In: *Südosteuropa. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft*, Jg. 58, Heft 2 (2010), S. 273–302.
- 2 Siehe dazu auch: „Albanien blockierte Aufarbeitung der Geschichte“. In: *Neue Zürcher Zeitung* 5.1.2011, „Albanien: Täglicher Blick ins 15. Jahrhundert“. In: *Die Welt Online* 2.1.2011. „Wissenschaft im Dienste der Ideologie“. In: www.dw-world.de 3.1.2011 sowie „Albanien schwieriger Umgang mit der Geschichte“. In: www.dw-world.de 27.5.2010.

MARIA TODOROVA, ZSUSZA GILLE (eds.): *Post-Communist Nostalgia*. New York, Oxford: Berghahn Books 2010. 299 S. ISBN 978-1-84545-671-9.

„Post-Communist Nostalgia“ ist das neueste Werk der Historikerin Maria TODOROVA, das sie zusammen mit ihrer Kollegin von der Universität Illinois, der ungarischen Soziologin Zsuzsa GILLE herausgegeben hat. Der Band reiht sich ein in einen zunehmenden Corpus von Literatur, der Geschichtswissenschaft, Ethnologie und emotionale Konzepte zu verbinden sucht. Als emotionales Schlüsselkonzept und gleichzeitig als Modebegriff fungiert hier die „Nostalgie“, die gerade in den letzten Jahren durch Svetlana BOYMS „The Future of Nostalgia“ (1997) auch in der anthropologischen Forschung populär geworden ist. Während Boym aber Nostalgie als Zukunftsstrategie gerade im urbanen Kontext betrachtet, widmet sich Todorova der Nostalgie aus retrospektiver Sicht und beschäftigt sich mit der Frage inwieweit Nostalgie unsere Beziehung zur Vergangenheit durch Formen der Erinnerung prägt und lebendig erhält.

Ein Schlüsselgebiet für die Betrachtung von Nostalgie im östlichen Europa ist sicher die ehemalige sozialistische Republik Jugoslawien und der Begriff der Jugo-Nostalgie, der sich mit diesem Raum verbindet. Dankenswerterweise beschränkt sich Todorovas Band nicht auf Ex-Jugoslawien sondern bietet einen weitgefassten Überblick über das Nostalgiephänomen von der ehemaligen DDR bis nach Bulgarien. Allerdings weist Todorova immer wieder darauf hin, dass Nostalgie weder ein spezifisch post-kommunistisches noch ein balkanisches Phänomen ist. Zudem fragt sie sich ob Nostalgie als ein „transideologisches“ Konzept zu betrachten ist, oder ob sie zur Verfestigung von Grenzen und Ideologien beiträgt.

Das Buch von Todorova ist ein wichtiger interdisziplinärer Versuch sich dem Begriff der Nostalgie gerade aus der Sicht historisch orientierter Erinnerungsforschung zu nähern. Allerdings wird der Begriff selbst dabei weder schärfer noch präzisiert gefasst, und auch der genaue Inhalt bleibt weitgehend unklar. Dazu trägt auch die Tendenz Todorovas bei, einen weiten Nostalgie-Begriff zu bevorzugen, der sowohl für den ex-kommunistischen Block als auch für die „freie Welt“ anwendbar ist. Nostalgie bleibt ein allgemeiner mehrdeutiger Begriff, der sowohl persönliche als auch politische Erfahrungshorizonte umfasst. Zudem präsentiert der Band eine so breite Auswahl von Objekten, die nostalgiewürdig erscheinen, dass man schnell den Überblick verliert. Fast folgerichtig erscheint es einem, dass jeder der fünfzehn Beiträge eine eigene Interpretation des Nostalgiebegriffes bevorzugt. Außerdem scheint die seit Emmanuel LEVINAS geübte Kritik am Nostalgiekonzept spurlos an diesem Buch vorübergegangen zu sein. Zumindest ein Verweis auf die kritische Literatur zu dieser Thematik hätte zur Ausgewogenheit der Nostalgie-Diskussion beigetragen.

Was Todorova in ihrem Band diskutiert ist vor allem Boym's „restorative nostalgia“, eine Nostalgie die die Vergangenheit in verschiedenen Formen wiederzubeleben sucht. Die „ironic nostalgia“, die einen Prozess der Distanzierung von Vergangenheitskategorien beschreibt, nimmt bei ihr eine untergeordnete Rolle ein. Zwar stellt Todorova in ihrer Einleitung Analysekatoren auf, doch bringen diese wenig Neues. Allerdings schlägt sie die Betrachtung der performance von Nostalgie vor, also die Untersuchung der unterschiedlichen Modi, durch die Nostalgie im öffentlichen Raum sichtbar wird und zur Konstruktion von Identitäten beiträgt. Doch allzu

oft werden in den Beiträgen Erinnerungspraktiken automatisch mit einer performance von Nostalgie gleichgesetzt.

Im Rahmen der Diskussion von nostalgischer performance wird neben der hinlänglich bekannten räumlichen und zeitlichen Nostalgie in drei Beiträgen auch die klangliche Form der Nostalgie untersucht. Donna BUCHANAN stellt dabei die spannende Frage: „Wie mag Postsozialismus klingen?“ Auch Dominic BOYER favorisiert in seinem Beitrag die nicht-physische und nicht-räumliche Dimension des Nostalgie-Begriffes. Für ihn wie für andere bezieht sich Nostalgie primär auf bestimmte Wertvorstellungen und eine verloren geglaubte soziale Harmonie. Die Beiträge von PETROVIĆ, BERGDAHL und CREED gehen noch einen Schritt weiter und zeigen, dass Nostalgie als Form der Vergangenheitsbewältigung und als ästhetische Norm eine enge Verbindung zum herrschenden Kapitalismus aufweist. Sie unterstellen dem emotionalen Konzept ein sozialkritisches und sogar politisch relevantes Potential. Creeds in diesem Zusammenhang geäußerte provokante Aussage: „Nostalgie wird zu einer Ressource für die Expansion des Kapitalismus“ kann sicher eine Grundlage für weitergehende Diskussionen in dieser Richtung bilden.

Auch das subversive Potential der Nostalgie als eine Art Gegendiskurs zu staatlichen Formen der Vergangenheitsbewältigung kommt in mehreren Beiträgen zu Sprache. Dabei bleibt allerdings zu fragen inwieweit diese Dichotomie nicht primär auf dem Widerspruch von staatlich monopolisierter Erinnerung und privater Erinnerung beruht. Der einprägsame Beitrag von Stephanie SCHWANDNER-SIEVERS beispielsweise stellt das offizielle Schweigen über die Toten im Kosovo dem Ausleben einer Nostalgie im privaten Raum gegenüber. In mehreren Beiträgen des Buches findet sich auch der Versuch Nostalgie als geschlechtsspezifisches Phänomen darzustellen – zumeist ohne große Überzeugungskraft.

Nicht unterwähnt bleiben soll auch der Umstand, dass Todorova in der Einleitung und im Buchtitel das breitenwirksamere und wahrscheinlich auch verkaufsträchtigere Prädikat Post-Kommunismus anstelle von Postsozialismus verwendet. Damit stellt sie sich nicht nur gegen den Begriff des Postsozialismus, der sich spätestens mit Chris HANNS' gleichnamigen Sammelband (2002) zumindest in der ethnologischen Forschung weitgehend durchgesetzt hat, sondern auch gegen die Tatsache, dass der Begriff des Postsozialismus durchgehend in allen anderen Beiträgen favorisiert wird.

Bei aller Begeisterung über das inzwischen auch nicht mehr ganz neue Konzept „Nostalgie“, das in diesem Buch oftmals automatisch mit Praktiken der Erinnerung verbunden wird, sollte man nicht vergessen, was auch GILLE im Nachwort zu bedenken gibt: „Es gibt auch solche, die keinerlei Form von Nostalgie verspüren, obwohl sie auf eine andere Art und Weise Erinnerungsarbeit bewältigen“. Für Gille scheint klar, dass auch Wissenschaftler selbst Nostalgie – speziell für die verschwundenen klaren Konzepte aus der Zeit des Kalten Krieges – verspüren und damit indirekt zur Mystifizierung und vielleicht auch zur Überbewertung eines Begriffs aktiv beitragen.

Halle/Saale

ECKEHARD PISTRICK

GEORGIOS POLIOUDAKIS: *Die Übersetzung deutscher Literatur ins Neugriechische vor der Griechischen Revolution von 1821* (= Maß und Wert, Düsseldorf-Schriften zur deutschen Literatur, Band 4). Frankfurt/M. etc.: Peter Lang 2008. 415 S. ISBN 978-3-631-58212-1.

Es handelt sich um eine Düsseldorfer Dissertation der Germanistik, die eine Auflistung der griechischen Übersetzungen aus dem Deutschen bis 1821 gibt und sich dabei massiv auf Georgios VELOUDIS' Monographie „Germanograecia“ (*Germanograecia. Deutsche Einflüsse auf die neugriechische Literatur 1750-1944*, Amsterdam 1983) stützt sowie auf die entsprechenden Abschnitte in der Dissertation von E. SCHULZE-RÖBBECKE (*Die Übersetzung in Griechenland. Deutsch-Griechische Übersetzungen seit der Aufklärung*, Heidelberg 1993) und auf die erste Monographie von E. TURCZYNSKI (*Die deutsch-griechischen Kulturbeziehungen bis zur Berufung König Ottos*, München 1959). Das Spektrum geht jedoch über die Belletristik hinaus, und eigentlich müsste es im Titel heißen: „Die Übersetzung deutschen Schrifttums“, denn der Verf. erfasst auch naturwissenschaftliche, medizinische, philosophische und pädagogische Schriften. Die fleißige und etwas schülerhafte Arbeit exzerpiert vor allem aus älteren, z.T. sogar antiquierten Quellen, ist aus der optischen Sicht der Germanistik geschrieben und weist auf dem neogräzistischen Sektor überraschende Schwachstellen auf, die auf mangelnde Betreuung in dieser Hinsicht schließen lassen bzw. auf mangelhaften Kontakt mit der neugriechischen Sekundärliteratur: dies betrifft sowohl die neuere Fachliteratur als auch die umfassende Zusammenschau historischer, geopolitischer und kultureller Faktoren und Entwicklungen im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Die Arbeit lässt sich überdies auf keine sprachlich-ästhetischen Analysen der Translationen und Bearbeitungen ein, vermerkt nur hie und da Fehlübersetzungen und Eigeninterpretationen, bleibt auch den Vergleich zwischen den Texten in der Ausgangs- und der Zielsprache schuldig, so dass die Kapitelreihe eigentümlich katalogartig wirkt, ohne weiteren Tiefengang bleibt und in der Auflistung der Biographien und Fallbeispiele eine relativ trockene Lektüre darstellt (vgl. dazu auch die Rez. von A. ATHANASIADIS, *Südost-Forschungen* 67, 2008, S. 596ff.). Die Schwächen einer anschaulichen Synthesebildung sind vor allem in den ersten Kapiteln augenfällig, aber nicht nur: in der Einleitung (13ff.) unterscheidet der Autor eine griechische Frühaufklärung (1750–1775) von der Hochaufklärung, die jedoch 1821 schlagartig abbrechen soll, was der historischen Wirklichkeit keineswegs entspricht. Nach einem Kapitel „Griechenland nach dem russisch-türkischen Krieg von 1868–74“ (19f.), das mit IKEN 1822 und THIERSCH 1813 bestritten wird, geht der Autor auf den hölderlinischen „Hyperion“ ein (21ff.), es folgt „Griechenlands Begegnung mit der europäischen Aufklärung“ (25ff.), wo eine völlig unzureichende Synthese geboten wird. Diese Kapitel werden fast ausschließlich mit älteren deutschsprachigen Quellen bestritten und entbehren jeglicher historisch-kritischen Synthese. Dann folgen merkanthile Übersetzungen (28ff.), medizinische (34 ff.) und religiöse (38 ff. hier ist die wegweisende Monographie von G. PODSKALSKY, *Griechische Theologie in der Zeit der Türkenherrschaft 1453–1821*, München 1988 nicht einmal erwähnt, sie glänzt auch in der Bibliographie durch Abwesenheit). Das Kapitel zum griechischen Sprach[en]streit um 1800 ist ungenügend und zu simplifizierend (zu HOPF 1997 über KORAIIS wäre doch zumindest zu ergänzen G. HERING, „Die Auseinandersetzungen über die

neugriechische Schriftsprache“, Chr. HANNICK (Hrsg.), *Sprachen und Nationen im Balkanraum. Die historischen Bedingungen der Entstehung der heutigen Nationalsprachen*, Köln/Wien 1987, S. 125–194 und im Band: *Nostos. Gesammelte Schriften zur südosteuropäischen Geschichte*, ed. M. A. STASSINOPOULOU, Frankfurt/M. etc. 1995, S. 189–264, aber auch M. HERRY SAGIS, *Language Planning in the Greek Enlightenment. The Issue of a Literary Standard 1790–1820*, Diss. Univ. of Harvard 1985 und so manche andere). Es folgen die Lehrbuchübersetzungen (53ff.) und die „Fortentwicklung der griechischen Aufklärung im Lehrbuch um 1790–1821“ (72ff.). Der Autor geht mit Vorliebe auf biographische Details ein, ohne aber bibliographisch immer auf der Höhe des heutigen Wissensstandes zu sein. Im unvollständigen Kapitel „Die Druckorte der griechischen Aufklärung“ (119ff.) wäre die Übersichtskarte von PODSKALSKY (vgl. oben) hilfreich gewesen. Doch in diesem wie im folgenden Kapitel („Die griechischen Periodika bis zum Ausbruch der Griechischen Revolution“, 127ff.) kann sich der Autor auch ohne eigene Recherchen auf ausreichende Vorarbeiten vor allem über die Wiener Griechenkolonie stützen (die *metakenosis* von KORAÏS ist doch besser mit „Umgießung“ als „Umschüttung“ zu übersetzen, S. 132). Der anschließende Abschnitt setzt sich mit Übersetzungen wissenschaftlicher Natur in den Periodika auseinander (138ff.), wobei vor allem der „Gelehrte Hermes“ (*Ermiŋ o Logios*, Wien 1811–21) Artikel für Artikel angeführt wird, sowie mit literarischen Übersetzungen (153ff.). Ein eigener Abschnitt geht auf A. R. DORMUSIS' handschriftliche Gedichtsammlung deutscher Vorlagen (Athener Nationalbibliothek) ein (159ff.), von der in einem Anhang 41 Textproben (355ff.) gebracht werden.

Den Hauptteil der Arbeit bildet aber die Übersetzung der deutschen Belletristik. Er beginnt mit der Übersetzung von Campes Kinder- und Jugendliteratur (167ff.), vor allem die deutsche Bearbeitung des „Robinson Crusoe“, findet seine Fortsetzung mit den Translationen von Rigas VELESTINLIS und Antonios KORONIOS (173ff.) aus dem Deutschen: „Freut euch des Lebens“, „Militärisches Handbuch“ usw. (zur Metastasio-Rezeption und der Übersetzung der „L'Olimpiade“ durch Rigas vgl. meine Einleitung in die neue Werkausgabe Athen, Uranis-Stiftung 2000), GESSNERS „Erster Schiffer“. Im folgenden Kapitel zu Georgios SAKELLARIOS (188ff.) gibt es einschneidende Wissenslücken: die handschriftliche Übersetzung des „Codrus“ von CRONEGK (1786) ist nicht nur aufgefunden worden, sondern sogar schon ediert (W. PUCHNER, *Oi σωζόμενες θεατρικές μεταφράσεις του Έλληνα ιατροφιλοσόφου Γεωργίου Σακελλαρίου*, Athen, Akademie Athen 2009, 113–228), freilich nicht in Kozani, sondern im Nachlass von Zaviras, heute in Kecskemet (zur Auffindungsgeschichte G. IOANNIDIS, W. PUCHNER, *Parabasis* 7, Athen 2006, 69–78); die Inhaltsanalyse ohne den Textvergleich hat freilich nicht viel Sinn (S. 191: eine Übersetzung *καταλογάδην* bedeutet nicht „wörtlich“, sondern in Prosa). Die Identifizierung von „Robert und Florinda“ (Ignaz CORNELIUS) verläuft nach VELOUDIS (192ff.), bei der Vorbilderuierung von „Telemachos und Calypso“ ist zu vermerken, dass ich meinen Vorschlag von 1984 (J. G. HEUBEL) nach einem Textvergleich zurückgezogen habe (*Parabasis* 9, 2009, S. 380); der Verf. schlägt einen gewissen LAMPEL vor („Tellemach und Calypso“, Pest 1788), was aufgrund des Aufführungsortes einige Wahrscheinlichkeit hat, stützt seinen Vergleich jedoch bloß auf das Personenverzeichnis und die Chorlieder, die die Bibliographie von LADAS/HATZIDIMOS 1973 reproduzieren; das weltweit einzige erhaltene Exemplar der griechischen Ausgabe befand sich in der Biblio-

thek von Hatzidimos und nach seinem Tod in der Privatbibliothek von K. STAİKOS (jetzt in philologisch gereinigter Ausgabe bei PUCHNER 2009). Die Behauptung, dass die anonyme „Philotas“-Übersetzung (Wien 1797, 1820) auch von SAKELLARIOS stamme (nach der Annahme SIDERIS 1970 und SIATOPULOS 1971) ist unbewiesen (198ff.); der Autor hatte auch keine Gelegenheit, zur Unterstützung dieser Hypothese Textvergleiche mit den anderen Übersetzungen von Sakellarios anzustellen, da ihm keiner dieser Texte zugänglich war. Er zögert nicht, ihm auch gleich das anonyme Libretto nach Brandes' „Ariadne auf Naxos“ (ediert in einem Sammelband von Dramen Wien 1820, mit zehn zusätzlichen Gedichten) zuzuschreiben (202f.), was ebenso *guess work* bleibt. In der Zusammenfassung am Ende der Studie werden diese Zuschreibungen als Tatsachen hingestellt und diesbezügliche Schlüsse gezogen. Die exakten Angaben bei Zaviras zum Übersetzungswerk von Sakellarios vor 1800 (*Néa Ellás ÷ Ellhnikón Tháatron*, Athen 1872, verfasst um 1800) macht eine solche Zuweisung *a priori* problematisch; sie müsste stichhaltig bewiesen und mit überzeugenden philologischen Argumenten untermauert werden, nicht bloß mit assoziativen Gedankenketten und Analogieschlüssen wahrscheinlich gemacht werden (Libretto-Übersetzungen, die schließlich ja auch Rigas vorgenommen hat). Zu Sakellarios' Reiserouten durch die gesamte türkenzeitliche Balkanhalbinsel und zu seinen biographischen Daten unentbehrlich ist Ch. KARANASIOS, «Μαρτυρίες αναφορικά με τη χρονολόγηση γεγονότων του βίου του ιατροφιλόσοφου Γεωργίου Σακελλάριου», *Ο Εραμιστής* 22, 1999, 117–135).

Es folgt ein Kapitel über die Übersetzung „Der Tod Abels“ von GESSNER (206ff.) sowie die vier Dramenübersetzungen Kotzebues von Konst. KOKKINAKIS Wien 1801 (211ff.). Die Abänderung der Geburtsdaten von 1781 auf 1775 nach dem Verwaltungsarchiv der Wiener Polizeihofstelle (1821 war er 46 Jahre alt, – dass er seit 17 Jahren in Wien ist, dürfte allerdings nicht stimmen, siehe die vier Textausgaben Wien 1801) scheint ein plausibler Vorschlag, doch übergeht der oberflächliche Textvergleich der erfolgreichen Zugstücke der Rührdramatik die ausführliche Studie von W. PUCHNER, „Οι πρώτες θεατρικές μεταφράσεις του Κωνσταντίνου Κοκκινάκη: τέσσερα δράματα του August von Kotzebue“, *Πορείες και σταθμοί*, Athen 2005, 40–178 (vgl. auch die Neuausgabe der Übersetzungen dess., Athen, Uranis-Stiftung 2008). Eine Gegenüberstellung dieser Arbeiten erhellt auch den Arbeitsstil von POLIOUDAKIS: er vermeidet jegliches ästhetische Urteil, die detaillierte Sprachanalyse (in diesem Fall besonders interessant, da die Dialoge die gesprochene Sprache der griechischen Kaufleute der Diaspora bringt), das Aufzeigen von Übersetzungsstrategien, Adaptationstechniken usw. und beschränkt sich auf oberflächliche Fakten wie Namensänderungen und dergleichen. Es folgen zwei Kapitel zu Konst. KUMAS und seine Übersetzung des „Agathon“ und der „Geschichte der Abderiten“ von WIELAND (222ff., 228ff.), St. KARATHEODORIS' Übersetzung von SCHILLERS „Würde der Frauen“ (237ff.). Ausführlicher ist das darauf folgende Kapitel zu GOETHE'S „Iphigenie“ durch I. PAPADOPOULOS (Jena 1818), wo vorerst auf das „Griechische Theater des vorrevolutionären Griechentums“ eingegangen wird (239ff.). Dass die Aufführungen in Bukarest bloß „dem Intellekt und der Zerstreuung“ gedient hätten und keine revolutionär-politischen Ziele verfolgt hätten (243) ist wohl schwer zu vertreten: dagegen spricht die historische Situation, die Auswahl der Stücke und Autoren (Voltaire als Symbol der Französischen Revolution, ALFIERI als Vertreter der politi-

schen Romantik, Tyrannenmorddramen usw.) sowie die Aufführungsberichte, die von einem Taumel patriotischer Begeisterung sprechen. Ebenso unwahrscheinlich ist, dass der „Freundesbund“ in Odessa (Gründung 1814) keinen Einfluss auf die griechischen Aufführungen im Schwarzmeerhafen ab 1817 gehabt hätte (244f.): allein die Themen (z.B. „Harmodios und Aristogeiton“ von G. LASSANIS) sprechen dafür, sowie die Tatsache, dass bei der Schlacht von Drăgășani 1821 ein Schauspieler der Laienbühnen von Bukarest und Odessa ums Leben kam und mehrere verwundet wurden (W. Puchner, „Αγωνιστές και ηθοποιοί της Ελληνικής Επανάστασης“, *Σταθμίσεις και ζυγίσματα*, Athen 2005, 157–188). Dass das historische Schlüsselstück der Ermordung der Athener Tyrannen „Harmodios und Aristogeiton“ von G. Lassanis nicht veröffentlicht ist (245), entspricht überdies nicht den Tatsachen: jetzt Textausgabe der Handschrift von W. Puchner, Athen, Uranisstiftung 2002 (zu Lassanis' patriotischer Tätigkeit und Stückanalyse auch ders., „Ο Γέωργιος Λασσάνης δραματογράφος του προεπαναστατικού ελληνικού θεάτρου“, *Ο μίτος της Αριάδνης*, Athen 2001, 220–289). In ähnlicher Weise wird auch die politisch-revolutionäre Allegorie des Einakters „Hellas“ (Moskau 1820) verkannt, wo die vom türkischen Tyrannen gefoltete Mutter Patris in ihrer Höhle dem blonden Fremden (Russen) die Statuen des Altertums erklärt, während ihre Söhne für ihre Auferstehung kämpfen (*αγωνίζομαι* ist doch etwas mehr als „sich bemühen“, 247). Im Kontext mit Lassanis' organisatorischer Tätigkeit zur selben Zeit ergibt sich ein erstaunliches Unverständnis für die Funktionen des Theaters als Massenmedium und Propagandamittel: „Das neugriechische Theater vor 1821 war kein revolutionäres Mittel“ (247), dies sei „gänzlich fehlinterpretiert“.

In der Folge wendet sich der Verf. I. PAPADOPOULOS zu: zuerst die „Quäker“ von KOTZEBUE (Bukarest 1813/14, Ausgabe der Handschrift nun bei PUCHNER, Athen, Uranis-Stiftung 2004) (249ff.), ganz nach der Einleitung in die Textausgabe; dann der Goetheschen „Iphigenie“: zuerst über „Goethe und das Neugriechentum vor seiner Begegnung mit Papadopoulos“ (253ff.), dann zur Übersetzung selbst (257ff.), die sich jedoch, im Kontrast zu meiner Untersuchung, jeglicher sprachlichen Analyse enthält, während „nur inhaltliche Veränderungen in der Übersetzung aufgezeigt“ werden (264, Anm. 1225). Die Beispiele sind spärlich und an den Haaren herbeigezogen (statt „erretten“ – befreien in der Übersetzung usw.). Wozu dann ganze Passagen der Verfassung zitiert werden, wenn keine metaphrastischen Komparationen angestrebt sind, vermag ich nicht zu erkennen (ein Vergleich mit der Arbeit W. PUCHNER, „Η μετάφραση της *Ιφιγένειας* του Γκαίτε από τον Ιωάννη Παπαδόπουλο (Ιένα 1818) και το πρότυπό της“, *Σύγκριση/Comparaison* 13, 2002, 9–31 belegt die Dürftigkeit der Ergebnisse). Auch in der Folge ist von Theaterstücken die Rede: „Die Strelitzen“ von ΒΑΒΟ in der Übersetzung von ΚΟΚΚΙΝΑΚΙΣ 1818 (276ff., zum bedeutenden Prolog vgl. W. PUCHNER, „Δραματουργικές και θεατρολογικές θεωρίες στην προεπαναστατική Ελλάδα (1815–1818)“, *Ελληνικά* 50/2, Thessaloniki 2000, 231–304), die Romanübersetzungen von Aug. LAFONTAINE (280ff.), der „Belisar“ von H. K. H. TRAUTZSCHEN 1820 (291ff., auch ohne jeglichen Textvergleich), die Übersetzung der „Befreiung von Theben“ von Chr. F. WEISSE durch G. RUSIADIS 1820 (294ff. nur mit deutschen Zitaten), Gessners „Erast“ von Roxani SAMURKASI 1819 (299ff., nur die Namensänderungen), ein interpoliertes Kapitel über die Werke Gessners und Wielands in griech. Übersetzungen (302ff.), F. W. ZIEGLERS „Hermione, die Braut der

Unterwelt“ 1826 (310ff., warum wird die Bibliographie zum neugriechischen Drama bis 1880 von E. LADOGIANNI im Typoskript Ioannina 1982 und nicht in der ergänzten Druckausgabe Athen 1996 zitiert?), wo ebenfalls statt eines Textvergleiches von Übersetzung und Original nur eine Inhaltsangabe geboten wird. Gerade bei diesen letzten Kapiteln zur deutschen Trivialdramatik und ihren griechischen Metaphrasen, mit denen sich bisher noch niemand ausführlicher beschäftigt hat, ist die Restriktion auf rein ideologische Aspekte besonders schmerzlich.

Es gibt noch ein „Schlusswort“ (313ff. wo die genannten Hypothesen als Fakten hingestellt werden), ein Abkürzungsverzeichnis (325), das Literaturverzeichnis mit Werken (327ff.) und Sekundärliteratur (335ff.), Zeitschriften und Zeitungen (353f.), der Anhang mit DORMUSIS' Gedichtsammlung (355ff.) und ein Personenverzeichnis (407ff., ein Titelregister wäre sicher auch von Nutzen gewesen). Somit bleibt der Eindruck eines willkommenen, nützlichen, aber beschränkten Werkes in einem selten bearbeiteten Themenfeld, des fehlgeleiteten Fleißes einer umfangreichen Hausaufgabe, einer gewissenhaften Inventaraufnahme ohne weiterführende Ambitionen. Dies mag aus der Sicht der Germanistik ein nützliches Unterfangen sein, um GOEDEKES Übersetzungskapitel im „Grundriß der deutschen Literatur“ zu ergänzen, für die Neogräzistik ist der Forschungsgewinn eher gering: mit der Ausklammerung der eigentlichen Untersuchung der Übersetzungen (neben den manchmal empfindlichen und peinlichen Informationslücken in der Sekundärliteratur) schießt die Arbeit eigentlich an dem durch den Titel gesetzten Ziel vorbei und beschränkt sich auf das penible Zusammentragen von Werken, biographischen Fakten, Inhaltsangaben usw. in einem enzyklopädischen Kompendium, das die eigentliche Komparation nur an der Oberfläche berührt. Damit ist auch kein zusammenhängendes Bild gewonnen, wie es VELOUDIS 1983 geboten hat, und der Erkenntnisgewinn bleibt auf Details reduziert.

Athen

WALTER PUCHNER

ATHANASIOS ANASTASIADIS: *Der Norden im Süden. Kostantinos Chatzopoulos (1868–1920) als Übersetzer deutscher Literatur* (= FASK, Publikationen des Fachbereichs Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Gernersheim, Reihe A: Abhandlungen und Sammelbände, Bd. 48). Frankfurt/M. etc.: Peter Lang 2008. 290 S. ISBN 978-3-631-57703-6.

Im Gegensatz zur vorhergegangenen Monographie von POLIOUDAKIS handelt es sich hier um eine reife und sensible Arbeit, die direkt ins Zentrum der translatorischen Problematik vorstößt. Der Dozent der Universität Mainz (Vorwort S. 9) ist nicht nur ein ausgezeichneter Kenner der deutschen und griechischen Literatur, in methodischen und theoretischen Fragen der Übersetzungswissenschaft bewandert, sondern verfügt auch über die Fähigkeit eines sensiblen Umgangs mit Texten der Hochliteratur, und ist überdies in der Lage, auch in komplexen Fragen eine fassbare Synthese zu entwerfen; darüber hinaus befindet sich die Arbeit auch bibliographisch auf dem letzten Stand. Endlich verfügt die neugriechische Literatur- und Theatergeschichte über eine solide Untersuchung von K. CHATZOPOULOS' Dramenübersetzungen, die

in den historischen Quellen nach 1900 zwar immer gelobt werden, über die jedoch bisher keine nennenswerte Untersuchung vorlag. Doch der Autor beschränkt sich nicht nur darauf: er vergleicht die Übersetzungen auch mit vor- und nachfolgenden Metaphrasen, gibt vorsichtige und unvoreingenommene Einblicke in die Sprachfrage, geht auf Stilschichten und Wortwahl ein, Metrik und Translationsstrategien, liefert philologisch fundierte Ergebnisse und ordnet Chatzopoulos' belletristische Übersetzungen aus dem Deutschen sowohl in die Geschichte der frühen Literatur-Demotike ein, die eigentlich keine unmittelbare Nachfolge gefunden hat, als auch in eine Typologie der Translationstaktiken, wo Chatzopoulos' Übersetzungen in die Kategorie der „verfremdenden“ Wiedergabe zu stehen kommt, was bei dem flüssigen Sprachzustand der Volkssprache um 1900 eine besondere Stilleistung darstellt, die sich nicht an der Integration des Vorbildes in die Zielsprache orientiert, sondern versucht, etwas vom „Anderssein“ der Ausgangssprache herüberzuretten, und sei es um den Preis des Befremdlichen, das nicht gleich verstanden und entsprechend gewürdigt wird. Im Falle von aufführungsorientierten Dramentexten kommt hinzu noch die Sprechbarkeit, der Rhythmus der Deklamation, die ad hoc Verstehbarkeit durch das Publikum, kurz die Ästhetik der Rezeption des gesprochenen Wortes. Unter all diesen Aspekten schätzt der Autor Chatzopoulos' Translationsleistungen überaus hoch ein, was auch der impressiven Einschätzung des Rezensenten entspricht, der die Frage an den volkssprachigen „Faust I.“-Übersetzungen des 20. Jahrhunderts untersucht hat (W. RUCHNER, „Ελληνικές μεταφράσεις του Φάουστ Α' του Γκαίτε στον 20ό αιώνα (Χατζόπουλος, Καζαντζάκης, Θεοδωρακόπουλος, Ευαγγελάτος, Μάρκορης). Μια απόπειρα εξιχνίασης μεταφραστικών στρατηγικών“, *Μνείες και μνήμες*, Athen 2006, 407–461), eine Versübersetzung, die sich trotz der Existenz neuerer Übersetzungen bis zum Ende des 20. Jahrhunderts auf den griechischen Bühnen gehalten hat.

Mannigfaltige Archiv-Studien und das profunde Urteil des Autors in sprachästhetischen Fragen verleihen der Arbeit den Eindruck der Souveränität, dem sich der Leser von den ersten Seiten weg hingibt. Die Untersuchung bleibt nicht nur bei den Übersetzungsstrategien und ihrer philologischen Methodik der Sprachanalyse stehen, sondern bezieht auch Quellen der Publikumsresonanz und Aufführungsrezeption mit ein, so dass die Arbeit auch für die Theatergeschichte von Relevanz ist. Korrespondenzen werden ausgewertet, und die Rolle von Th. ΟΙΚΟΝΟΜΟΥ, dem Anstifter vieler dieser Dramenübersetzungen, im „Königlichen Theater“ in Athen (1901–1908) unterstrichen. Teil I ist Leben und Werk des Dichters, Prosaisten, Essayisten und Berufsübersetzers K. CHATZOPOULOS (1868–1920) gewidmet (17ff.): die erste Deutschlandreise 1898/99, die Bekanntschaft mit Karl DIETERICH, die ersten Übersetzungen 1901–1905, seine finnische Frau und die Übersetzungen aus dem Skandinavischen, Ch. als Verfechter der Volkssprache (allerdings ohne „Scheuklappen“), 14 seiner Übersetzungen auf dem Βασιλικόν Θέατρον gespielt, der zweite Deutschlandaufenthalt 1905–14, Bekanntschaft mit dem Sozialismus, die „Orestie“-Inszenierung REINHARDTS, die letzten Lebensjahre in Athen 1914–20: Resignation, Lyrik, der Roman. Ein weiterer einleitender Abschnitt setzt sich mit deutschen Übersetzungstheorien seit LUTHER auseinander (43ff.), die in die bekannte Gegensatztypologie des „Einbürgerns“ oder „Verfremdens“ ausmündet. Ch. war deutlich ein Anhänger der zweiten Methode; die Vorgeschichte der griechischen Übersetzungstheorie und -pra-

xis seit dem 18. Jahrhundert wird in einem eigenen Abschnitt behandelt (50ff.): da Translationen aus dem Deutschen als Beispiele gewählt werden, kommen auch Werke, die Polioudakis (siehe oben) behandelt hat, zur Sprache. Hier zeigt sich schon die Qualität der Untersuchung, die aus den Detailvergleichen ästhetische und theoretische Übersetzungsstrategien herauszulesen imstande ist. Ein weiterer einführender Abschnitt setzt sich mit dem Theater in Griechenland im 19. Jahrhundert und dem Regisseur Thomas OIKONOMOU auseinander (64ff.): auch hier erweist sich der Verf. als informiert und vorsichtig im Urteil.

Den Löwenanteil der Monographie bildet aber der zweite Teil „Ch. als Übersetzer dramatischer Literatur“, wo GOETHE, GRILLPARZER, HAUPTMANN und HOFMANNSTHAL zur Sprache kommen. Das ausführlichste Kapitel ist das über Goethe: „Iphigenie“ (79ff.) und „Faust I.“ (104ff.). Ch. hat auch den „Egmont“ übersetzt, das MS ist jedoch verloren. In der „ganz verteufelt humanen“ taurischen Iphigenie geht der Autor akribisch und mit Fallbeispielen vor, hält aber immer auch die Komparation mit anderen griechischen „Iphigenie“-Übersetzungen offen. Er beginnt mit einer Rezeption des Werkes in Griechenland seit 1818 (S. 81 muss es Stourtza nicht „Stroutza“ heißen, auch Index S. 239, besser Stourdza vgl. *Biographisches Lexikon zur Geschichte Südost-Europas*, Bd. IV, S. 221), der Briefwechsel mit Dietrich bezüglich Übersetzungsfragen wird analysiert, dann folgen die Beispiele: zuerst der deutsche Text, dann eine Vergleichsübersetzung (beim Eingangsmonolog PAPADOPOULOS 1818, PERVANOGLOU 1862, RANGAVIS 1885), so dass die Ch.-Translation in einem historischen Kontext der Übersetzungstradition und der spezifischen werkbezogenen Probleme zu stehen kommt. Differenzen gibt es auch zwischen der Spielfassung von 1904 und der Buchausgabe von 1910, die ebenfalls berücksichtigt werden. Ein eigener Abschnitt ist der Rezeption von Ch. Übersetzung gewidmet (100ff.). Noch minutiöser wird die „Faust“-Übersetzung behandelt: der Verf. ist durchaus unbelastet vom Faust-Mythos der traditionellen deutschen Philologie und spricht doch von „erschütternder sprachlicher Schönheit“. Ausführlich wird auf die 13 griechischen Übersetzungen des Ersten Teils eingegangen; auch hier gilt es zwischen der erfolgreichen Aufführung 1904 und der Buchausgabe 1916 zu unterscheiden. Die überaus intensive Auseinandersetzung Ch.s mit seinem Vorbild geht aus der Korrespondenz mit Dietrich hervor sowie aus den unveröffentlichten (griechischen) Memoiren seiner Frau Sanny HÄGGMANN; die durchaus spielbare Versübersetzung kommt einer Nachdichtung gleich, hält sich aber eng an das Vorbild, nicht nur thematisch, poetisch-bildlich, sondern vielfach auch metrisch. Auch hier werden bei den Beispielen die älteren Übersetzung von TYPALDOS und PROVELENGIOS verglichen, im 20. Jahrhundert die von Kazantzakis (die Fassungen von 1936 und 1942 weisen allerdings viele Differenzen auf!, vgl. PUCHNER, *op. cit.*), aber auch mit der späteren von Petros MARKARIS 2001; hier sind viele feine stilistische Beobachtungen angebracht, die semantische Nuancen, metrische Schemata usw. in Ausgangs- und Zielsprache betreffen. Es folgt das Kapitel über GRILLPARZER (147ff.), dessen späte Rezeption vor allem eine Initiative OIKONOMOUS gewesen ist: das Sappho-Fragment, „Die Ahnfrau“ (1905 ein Theatererfolg in Athen), „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1905) – hier beginnt Ch. im 4. und 5. Akt bereits mit den Kürzungen, den Publikumsgeschmack und die Aufführbarkeit vor Augen. Diese Taktik ist noch deutlicher in der Prosaübersetzung der „Medea“ (1915 für Marika KOTOPOULI geschaffen), wo der gesamte 5. Akt weggelas-

sen wird (hier hat der Verf. eine Studie wohl nicht mehr einsehen können, die genau auf diese „Theatralisierungsaspekt“ eingeht: W. PUCHNER, „*Η Μήδεια του Franz Grillparzer (1821) στη μετάφραση του Κωνσταντίνου Χατζόπουλου (1915, 1927)*“, *Phasis. Greek and Roman Studies* 10 (II), „The Argonautica and World Culture“, Tbilisi 2007, 230–240). Völlig anders ist die Übersetzungsproblematik gelagert bei den Dialektstücken von HAUPTMANN: vor allem dem naturalistischen „Fuhrmann Henschel“ (das symbolistische Versdrama „Die Versunkene Glocke“ stellt solche Probleme nicht) – hier glättet Ch. die idiomatische Sprachfärbung und die syntaktisch-grammatikalischen Verstöße (dass die Regieanweisungen in *katharevousa* gehalten sind, entspricht dem Usus der Dramenausgaben schon in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und findet sich sogar in den Druckheftchen des Schattentheaters ab 1924 wieder, dazu W. PUCHNER, *Η γλωσσική οάτιρα στην ελληνική κωμωδία το 19ου αιώνα. Γλωσσοκεντρικές στρατηγικές του γέλιου από τα „Κορακιστικά“ ως τον Καραγκιόζη*, Athen 2002, bes. S. 190ff.). Zu ganz ähnlichen Lösungen kommt Vasilis ROTAS in seiner Übersetzung der „Rose Berndt“ und „Hanneles Himmelfahrt“ einige Jahrzehnte später (W. PUCHNER, „Θεατρικές μεταφράσεις του Βασίλη Ρώτα. Σίλλεο: *Δον Κάρλος, Μάρια Στούαρτ, Χάουπτμαν: Ρόζα Μπερντ, Η Χανελα πάει στον παράδεισο*“, *Συμππτώσεις και αναγκαιότητες*, Athen 2008, 255–276, bes. 269ff.). Wieder anders ist die Übersetzungsproblematik bei HOFMANNSTHAL (201ff.): in der fast unbekanntem Pantomime „Der Schüler“ (1901 in der „Neuen Rundschau“ veröffentlicht, schon 1902 von Ch. übersetzt) und in der nervös-pathologischen „Elektra“, 1911 für Marika Kotopouli in Prosa übersetzt (bis in die 30er Jahre ein Bühnenerfolg), 1916 ediert; Ch. findet für die eruptive Sprache der Vorlage durchaus innovative Lösungen, die der belletristisch in Formation begriffenen Volkssprache neue stilistische und semantische Nuancen eröffnet.

Der dritte Teil der Monographie ist „Ch. als Sozialist“ gewidmet (213ff.). Bei seinem zweiten Deutschlandaufenthalt (1904–14) kam er mit der Sozialdemokratie in Kontakt, beteiligte sich an den Debatten über das Buch zur sozialen Frage von G. SKLIROS 1907, erörterte in mehreren Essays seine Stellung zur gesellschaftlichen Funktion der Literatur (interessanterweise an zwei Dramenwerken der Zeit, dem „Architekten Marthas“ von P. NIRVANAS und den „Ketten“ von D. TANGOPOULOS), engagierte sich in der griechischen Arbeiterbewegung (interessant die Feststellung, dass sich Engagement für Demotizismus und Sozialismus nicht unbedingt decken, Sprachfrage und soziale Frage) und übersetzte das „Kommunistische Manifest“ von MARX. Den gut lesbaren Band beendet eine zusammenfassende Schlussbetrachtung (257ff.), wo mehrfach der „verfremdende“ Übersetzungsstil von Ch. hervorgehoben wird, die überaus vollständige Bibliographie (265ff.) und ein kurzes Personenregister (287ff.). Mit dieser systematischen und zugleich feinfühligem Arbeit ist gleich mehreren Disziplinen ein großer Dienst erwiesen: der Neogräzistik und der Übersetzungstheorie im Allgemeinen, der historischen Translatologie Griechenlands im Besonderen (Ch. folgte als Vertreter des Demotizismus nicht blind dem System von PSYCHARIS, sondern schöpfte auch aus den anderen griechischen Sprachtraditionen, wenn dies seine „verfremdende“ Übersetzungstaktik erforderte), aber auch der neu-griechischen Literatur- und Theatergeschichte und Philologie, nach Maßgabe der Tatsache, dass Übersetzungen (nach der Auffassung von PALAMAS) einen unabding-

baren Bestandteil jeglicher Nationalliteratur darstellen. Die wegweisende Arbeit verdient, auch einem griechischen Leserpublikum vorgestellt zu werden.

Athen

WALTER PUCHNER

MARC STEGHERR: *Abschied von der „Wiege des Serbentums“? Das Kosovo in Kultur und Politik Serbiens*. Klagenfurt: Wieser 2011. 629 S. ISBN 978-3-902713-05-6.

Laut Klappentext ist das vorliegende Buch „eine intensiv recherchierte und höchst materialreiche, sehr interessante und aufschlussreiche Studie. Eine vergleichbare Darstellung dieses Themas gibt es bisher nicht!“

Der Autor (Jg. 1968) ist als Slawist an der Ludwig Maximilian-Universität in München tätig und hat sich als „landeskundlicher Südosteuropa-Berater“ für KFOR, Bundeswehr und politische Institutionen betätigt. Der Zeitraum seiner Darstellung spannt sich von der Schlacht auf dem Amselfeld 1389 bis zur Unabhängigkeitserklärung Kosovos im Februar 2008. „Ohne die Kenntnis dieser mehr als sechshundert Jahre alten serbischen Kosovo-Tradition, ihres geistes-, kulturgeschichtlichen und nationalpolitischen Gewichts, kann man ... weder das Kosovo-Problem an sich noch die explosiven Jahre wirklich erfassen, die von der Milošević-Rede von 1989 über das Nato-Bombardement im Juni [sic!] 1999 bis zur Unabhängigkeitserklärung im Frühjahr 2008 reichen“ (S. 11). Die ersten 260 Seiten des Buches sind der Darstellung vom Mittelalter bis zum Beginn der 1980er Jahre gewidmet. Die verbleibenden rund 350 Seiten befassen sich mit der jüngsten Vergangenheit. Ein Literaturverzeichnis (S. 615–629) schließt das Werk ab.

Im Rahmen einer Rezension ist es schier unmöglich, auf alle Punkte im Detail einzugehen. Das würde ein neues Buch füllen. Auch mit den zahlreichen kleineren Ungenauigkeiten und Fehlern (die in jeder Arbeit dieses Umfangs vorkommen können) will ich mich nicht aufhalten¹. Stattdessen will ich auf Methode und Theorie, die Quellen und Prämissen von Stegherrs Argumentation eingehen.

Zur Methode: Der Autor stellt kontroverse Deutungen einander gegenüber: Autor N.N. sagt dies, ein anderer Autor sagt das Gegenteil. Und fertig. Damit soll der Eindruck der Unparteilichkeit erweckt werden. Mit seiner eigenen Meinung hält

1 Einige Beispiele sollen genügen: Serbien sei zur Zeit von Garašanins „Načertanije“ (1844) „bereits Königreich“ gewesen (S. 181), Serbien sei 1878 (!) „endlich Königreich“ geworden (S. 96). Jovan Cvijić wird als Historiker eingeführt (S. 185). Auf S. 191f. ist von Fürst (König) Milan IV. Obrenović die Rede. Wer war denn Milan III.? Auf S. 230 spricht Stegherr vom Lager Sajmišta (sic!) „in der Nähe von Belgrad“, auf S. 232 erwähnt er das Lager Banjic (sic!). Auf S. 245 wird die „berühmt-berüchtigte Resolution des Informbüros“ erwähnt, gemeint ist die Absetzung Aleksandar Rankovićs 1966. Auf den Seiten 287, 372 und 413 wird Milošević als Präsident des sozialistischen Jugoslawien vorgestellt! Auf S. 390 behauptet der Autor, ungefähr 15% der Kosovo-Albaner seien römisch-katholisch. Und was es mit der „staatlichen Einigung (Serbiens) Ende des 19. Jhs.“ (S. 614) auf sich haben soll, bleibt sein Geheimnis.

Aus Gavrilo Princip wird bei Stegherr Prinčip (S. 184 mehrmals), aus Oplenac Oplence (S. 249), aus Medvedja Medvedjevo (S. 400 und 558) usw., usf.

Stegherr sich zurück, obwohl er sie bei verschiedenen Gelegenheiten dann doch und sehr deutlich offenbart. Fast der gesamte Text setzt sich zusammen aus Zitaten bzw. aus – mitunter Seiten langen – Paraphrasen der benutzten Sekundärliteratur (und Printmedien). Dokumente und Originalquellen werden fast nie herangezogen². Und von Quellenkritik hat der Autor offenbar noch nichts gehört. Das Buch ist eine Sammlung von Meinungen, durchaus gegensätzlichen Meinungen, aber mit einer eindeutigen Botschaft, von der noch zu sprechen sein wird. Es handelt sich nicht um eine Diskursanalyse! Es geht Stegherr nicht darum, Redeordnungen in ihrer Verbindung mit Netzwerken, Institutionen und Machtverhältnissen aufzudecken oder die Macht des Wortes zu analysieren. Im Gegenteil! Das Ringen der kulturellen Eliten um Deutungshoheit (und Ressourcen) sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Kontexte werden konsequent verschleiert. Die Paraphrasen und Zitate werden in der Regel weder analysiert noch kommentiert. Sie sollen offenbar „für sich sprechen“ und sind so arrangiert, dass sie Stegherrs Botschaft unterfüttern. Dieses Verfahren bietet den Vorteil, dass selbst die abstrusesten und hinlänglich bekannten Verschwörungstheorien aufgewärmt werden können. Immer versehen mit den Zusätzen „N.N. meint“, „so wird argumentiert“, „so heißt es“ usw. Es ist also nicht Stegherr, der da spricht, sondern er lässt andere für sich sprechen. Das erklärt auch den Umfang des Werkes, das wenig Neues enthält. Stegherrs Vorgehensweise erinnert an die Methode des verstorbenen kroatischen „Historikers“, „Dissidenten“ und Staatspräsidenten Franjo Tudjman in seinem unsäglichem Werk „Bespuća povijesne zbiljnosti“ (Irrwege der Geschichtswirklichkeit). Dort befinden sich Aussagen, die man als Antisemitismus pur klassifizieren muss. Aber es sind nicht Tudjmans eigene Worte, – Worte, für die er Verantwortung übernehmen müsste –, sondern es handelt sich um (kommen-

- 2 Wiederum nur einige Beispiele von vielen: Stegherr behauptet, dass die serbische Verfassungsänderung vom Frühjahr 1989 „voll und ganz“ der serbischen Verfassung von 1974 und damit (was er allerdings nicht ausdrücklich sagt) der Bundesverfassung von 1974 entsprochen habe (S. 290) Anstatt sich auf die Einschätzung von Radovan Samardžić zu verlassen, wäre es nützlich gewesen, die Originaltexte heranzuziehen. An anderer Stelle erklärt der Autor (wiederum in Anlehnung an und in Übereinstimmung mit seinen serbischen Gewährsleuten), dass die Unabhängigkeitserklärung Kosovos „eindeutig“ gegen die UN-Resolution 1244 verstoße (S. 420 und passim) sowie dass in der Resolution bestimmt wurde, dass Kosovo ein integraler Bestandteil der BR Jugoslawien ist „und bleibt“ (S. 519). Warum hat er sich den Text der Resolution nicht angeschaut, der mühelos aus dem Internet heruntergeladen werden kann? Warum zitiert er nur Autoren, die sich den Text wahrscheinlich ebenfalls nicht angeschaut haben, anstatt das Original heranzuziehen? Die Resolution ist bei weitem nicht so eindeutig, wie Stegherr behauptet. In Annex 1 und 2 nimmt sie Bezug auf das Abkommen von Rambouillet, das in Kapitel 8 ein Procedere zur Klärung des künftigen Status von Kosovo vorsah. Auf die komplizierten Fragen der Rechtsnachfolge von der BR Jugoslawien über den Staatenbund Serbien und Montenegro bis zu der formell 2006 aus der Taufe gehobenen Republik Serbiens als Völkerrechtssubjekt geht der Autor ebenfalls nicht ein. Mit einem Satz: Die zahlreichen heute zugänglichen Originaldokumente seit den 1980er Jahren – darunter die riesige Dokumentensammlung beim Haager Kriegsverbrechertribunal, der Ahtisaari-Plan, die Kosovo-Verfassung usw. – klammert Stegherr für seine Darstellung konsequent aus.

tarlos abgedruckte) Zitate, die seine Argumentation stützen sollen, für die er aber nicht verantwortlich ist.

Eine Theorie oder theoretische Ansätze sucht man in Stegherr's Arbeit vergebens. Das muss nicht unbedingt ein Nachteil sein. Aber es wird problematisch, wenn alle Ergebnisse der Ethnizitäts-Nationalismus-, Stereotypen-, Erinnerungs-, Migrationsforschung usw. aus den letzten Jahrzehnten schlicht ignoriert werden und der Autor unbeirrt an den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts festhält (z.B. was das Verständnis von Nation oder von Erinnerungen betrifft).

Wer sind die Gewährsleute dieser „intensiv recherchierten und materialreichen“ Untersuchung? Zu ihnen gehören an vorderster Stelle die serbischen Historiker Dušan Bataković, Radovan Samardžić, Milorad Ekmečić; Dimitrije Bogdanović, Vaso Čubrilović, Pavle Dželetović, der Bischof Nikolaj Velimirović, die Schriftsteller Dobrica Ćosić, Matija Bećković, Ivo Andrić usw. Dagegen kommen die HistorikerInnen und Schriftsteller, die das „andere Serbien“ repräsentieren, sehr viel seltener zu Wort und müssen sich obendrein den Vorwurf gefallen lassen, die Einigkeit und Einheit des serbischen Volkes zu unterminieren. Die wohl am häufigsten zitierten Personen sind Ćosić, Bischof Artemije, Vater Sava Janjić vom Kloster Dečani und Bataković. Darüber hinaus kommen viele andere Serbien- und Kosovoexperten zu Wort, wie Peter Handke, Noam Chomsky, verschiedene Filmschauspieler aus Hollywood, Sportler usw. (kurzum alles, was zwei Beine hat und geeignet ist, Stegherr's „Bild“ zu bekräftigen). Die internationale Forschung wird dagegen souverän ignoriert³. Und falls ausnahmsweise doch einmal ein Werk erwähnt wird, z.B. Noel Malcolm „Auftragsarbeit“, dient dies nur als Beleg dafür, wie wenig diese Leute vom „eigentlichen“ Kosovo-Problem verstehen. Ob Stegherr Malcolms „Kosovo: A short history“ selbst gelesen hat, bleibt unklar. Inhaltlich setzt er sich damit nicht auseinander, sondern beschränkt sich darauf, den serbisch-nationalistischen Kritikern Malcolms Gehör zu verschaffen (S. 100ff.).

Was sind die Ergebnisse von Stegherr's „Forschungen“? Die ersten Kapitel stellen ein biblisch anmutendes Narrativ der serbischen Vergangenheit Kosovos dar. Der zweite Teil ist im Wesentlichen die auf die Gegenwart applizierte Schlussfolgerung dessen, was zuvor als (unhinterfragte) Prämisse ausgeführt wurde. Stegherr ergibt sich dabei ganz und gar der Macht der Mythen. Gegen Mythen, Sagen und Legenden als Kulturgut ist gewiss nichts zu sagen, nichts gegen die epische Volksdichtung, gegen den deseterac, nichts gegen Miloš Obilić, die neun Jugovići, gegen Marko Kraljević und die vielen anderen serbischen Helden. Aber mit Geschichte haben diese Mythen wenig zu tun. Dem hält Stegherr entgegen (S. 146f.): „Wer versucht, den Mythos mit der Historie auszuhebeln, übersieht, daß es im Mythos um ein Gesamtproblem geht, daß die ‚epische Vision der Ereignisse immer noch wichtiger und überzeugender ist als die historische‘, so Milentije Djordjević.“ Für wen wichtiger und

3 Oliver J. Schmitts Kosovo-Geschichte von 2008 wird ebenso wenig erwähnt wie die Arbeiten von Julie Mertus, Robert Elsie, Denisa Kostovicova, James Ker-Lindsay, Carl Polónyi und viele, viel andere. Unwillkürlich stellt sich die Frage, ob Stegherr bei seiner Literaturauswahl nur den Einflüsterungen seiner Gewährsleute gefolgt ist oder auch selbständig recherchiert hat. Zur Geschichte Serbiens ist seine Literaturauswahl noch dürftiger als zur Geschichte Kosovos.

überzeugender? Diese Frage stellt sich Stegherr gar nicht, und da er sie nicht stellt, beantwortet er sie auch nicht. Energisch kritisiert er, dass „alte Mythen gegen alle Vernunft“ zur Begründung einer kroatischen Nation im 19. Jahrhundert wiederbelebt wurden (S. 193). Was lernen wir daraus? Wir lernen, dass es vernünftige und unvernünftige Mythen gibt. Die serbischen sind vernünftig, die kroatischen unvernünftig, von den kosovo-albanischen Mythen ganz zu schweigen. Mythen und Legenden sind wunderbar, aber sie werden zu einem Problem, wenn sie als politisches Programm eingesetzt werden (und damit zugleich ihren Charakter als Kulturgut verlieren). Man stelle sich vor, die „Mythen der Nationen“, wie sie auswahlsweise in den beiden Ausstellungen des Deutschen Historischen Museums in Berlin 1998 und 2004/05 präsentiert wurden, wären die Richtschnur für die Politik in Europa! Das Ergebnis wären Kriege ohne Ende. Die dem Zweiten Weltkrieg folgenden Jahrzehnte ohne Kriege in Europa waren (nicht allein, aber auch nicht zuletzt) dem Umstand geschuldet, dass man nicht noch einmal die Schlachten der Vergangenheit schlagen wollte. Das sehen serbisch-nationalistische Autoren – Historiker, Schriftsteller, Geistliche usw. (im Unterschied zu großen Teilen der serbischen Bevölkerung) – ganz anders. Für Nationalisten muss die Amsselfeldschlacht immer wieder neu geschlagen werden. Und da liegt das Problem.

Stegherr folgt einer durch und durch serbozentrischen, von der Kirche geprägten Sicht und bleibt den Geschichtsauffassungen des 19. Jahrhunderts treu. Mythen und Stereotypen bilden die Basis seiner Argumentation. Obwohl er die Stereotypisierung scharf verurteilt (und sich dabei – obligatorisch – auf Maria Todorova beruft), entfacht er ein regelrechtes Feuerwerk an Stereotypen, z.B. wenn es um die osmanische Herrschaft geht, oder wenn er – ohne irgendeinen Kommentar – antialbanische oder antiislamische Ergüsse seiner Gewährsmänner zitiert. Bedenkenlos übernimmt er den Jargon der völkischen Eigentlichkeit und die Blut- und Boden-Argumentation. Viele Albaner seien „eigentlich“ (also gemäß Abstammung und Blut) islamisierte und albanisierte Serben (so wie die bosnischen Muslime/Bosniaken „eigentlich“ islamisierte Serben oder – aus kroatischer Sicht – islamisierte Kroaten sind). Das mag alles sein, nur dass es nicht beweisbar ist. So wie es auch sein kann, dass sich unter den Serben serbisierte Albaner, serbisierte Aromunen/Zinzaren etc. befinden. Die serbische Nation versteht Stegherr als eine von der Natur (oder von Gott) gegebene konstante Größe, die ungeachtet des nach 1389 einsetzenden und bis zur Gegenwart andauernden Genozids und der anhaltenden „nationalen Demütigung“ (S. 96) (in einer Zeit, da es noch gar keine Nation gab) ihre völkische Substanz – dank der Serbischen Orthodoxen Kirche – bewahrt hat. Unter der Heiligendynastie der Nemanjiden hat das serbische Volk auch ein unveräußerliches Recht auf Kosovo erworben. Dieses „historische Recht“ kann nicht durch das Selbstbestimmungsrecht in Frage gestellt werden. Es ist ein göttliches Recht. (Das gilt natürlich nicht für die „historischen Rechte“, auf die sich andere Nationen berufen, schon gar nicht, wenn deren „historischen Rechte“ zum Selbstbestimmungsrecht der Serben in Konflikt stehen.)⁴ Und die Kriege der

4 Gegen einen kroatischen Historiker, Ljubica Štefan, wendet Stegherr ein, dass es „unhistorisch (ist), den mittelalterlichen Reichsgedanken mit modernen Nationalismen zusammenzuzwingen“ (S. 181). Wie wahr! Doch gilt dies offenbar nicht für das mittelalterliche Serbien.

Serben waren stets heilige Kriege, ein Kampf für das „himmlische Serbien“ (S. 134), ein „Kampf für das Heiligste des Serbentums“ (S. 135), ein Kampf um den „heiligen Boden“ (S. 175), ein Kampf für die „heiligsten Güter“ (S. 185) usw. Inbrünstiger kann man den „heiligen Krieg“ nicht beschreiben, als dies Stegherr unter Berufung auf serbische Autoren tut. (Gemeint ist selbstverständlich nicht der „heilige Krieg“ der Islamisten und der Kosovo-Albaner. Letztere führen nur einen „schmutzigen Grabenkrieg“, S. 345 und passim.)

Dass die Serbische Orthodoxe Kirche auch eine Institution ist, die gleich allen anderen Institutionen um Einfluss und Ressourcen rang und ringt, hat in Stegherrs Argumentation keinen Raum. Für die Serbische Kirche nimmt der Nemanjidenstaat, der ein dynastischer und kein Nationalstaat war, in der Tat einen zentralen Platz ein. In dieser Zeit erlangte sie ihre Autokephalie, die Herrscher bedachten sie mit großzügigen Stiftungen, und die Kirche dankte es ihnen, indem sie viele Herrscher heilig sprach: eine nahezu perfekte Symbiose von weltlicher und geistlicher Macht. Und die Kirche hatte allen Grund, das Andenken an die Stifter, die Herrscherheiligen und ihren Staat fortan wachzuhalten. Die soziale Realität des Nemanjiden-Staates und der ihm folgenden Teilfürstentümer ist dabei belanglos, zumal in den Heiligenviten und Herrscherbiographien davon keine Rede ist.

Das goldene Zeitalter der Nemanjiden, des hl. Sava und des hl. Fürsten Lazar, der kollektive Märtyrertod auf dem Amselfeld, der jahrhundertelange Genozid an den Serben unter osmanischer Herrschaft, der ungebrochene nationale Freiheitswillen der Serben und ihrer Kirche, die Opferbereitschaft für Volk und Vaterland, der Raub serbischen Landes durch die Albaner usw. liefern den Deutungsrahmen, den „frame“, der für die Interpretation der Geschehnisse seit den 1990er Jahren herhalten muss, als Kosovo „erneut“ zum „Schlachtfeld und zur Opferstätte der serbischen Nation wurde“ (S. 149). Im Unterschied zu den „klassischen“ Četnici (in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts), im Unterschied auch zu den paramilitärischen Gruppierungen, die in den 90er Jahren in Kroatien und Bosnien operierten, sind die albanischen UÇK-Führer in erster Linie Kriminelle. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Ich teile Stegherrs Vorbehalte gegen viele Methoden der UÇK. Aber ich sehe keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen serbischen, albanischen und sonstigen „Freiheitskämpfern“. Auch frühere Befreiungsbewegungen hatten versucht, ihre Anliegen mittels terroristischer Aktivitäten zu internationalisieren, die Großmächte (oder einige davon) auf ihre Seite zu ziehen, die internationale Öffentlichkeit zu mobilisieren, die Zivilbevölkerung (auch die eigene) zu drangsalieren und ihre Gegner zu unverhältnismäßigen Repressalien zu provozieren. Die UÇK-Führer haben nur gelernt, was andere bereits vor ihnen praktiziert hatten. Es gibt graduelle und zeitlich bedingte Unterschiede, aber keine grundsätzlichen. Und es gibt auch keine grundsätzlichen Unterschiede zwischen den verschiedenen Befreiungsmethoden. Der serbische Kosovo-Mythos und der albanische Kosova-Mythos gleichen sich in ihrer Struktur wie ein Ei dem anderen. Das sieht Stegherr natürlich anders: „Kosova“ ist ein rein diesseitiges Projekt, das keinerlei Verweis auf eine jenseitige Realität kennt. Der albanische ‚Mythos‘ erschöpft sich im Kampf um die Freiheit und die Unabhängigkeit, und wird verblasen, sollte die Unabhängigkeit das Kosovo nicht in jenes irdische Paradies verwandeln, von dem kosovarische und internationale Politiker schwadronieren. Pseudo-religiöse Versatzstücke [!] werden benutzt, um einen

schmutzigen Konflikt in einen heiligen Befreiungskampf umzumünzen“ (S. 348). Na sowas!

Stegherr verschweigt nicht (das würde ihm schon seine Unparteilichkeit und Objektivität verbieten), dass auch die Kosovo-Albaner in den 90er Jahren (angeblich im Unterschied zur Zwischenkriegszeit und zu den ersten beiden Jahrzehnten nach 1945) manche Unbill zu erleiden hatten. Schuld daran war Milošević. Für enttäuschte Nationalisten ist er der alleinige Bösewicht. Denn eine Kollektivschuld gibt es nicht⁵. Doch diejenigen, die das diskursive Umfeld geschaffen haben, in dem Milošević überhaupt erst möglich wurde, die Öl ins Feuer gegossen haben, bleiben von jeglicher Mitverantwortung ausgeklammert (die nationalistischen Historiker, Schriftsteller, Geistlichen usw.). Auch die Rolle, die das Aktionskomitee der Kosovo-Serben während Miloševićs „antibürokratischer Revolution“ spielte, erwähnt Stegherr mit keinem Wort. Unklar bleibt schließlich, in welcher Hinsicht sich die jubelnden Massen anlässlich der 600-Jahrfeier der Amsfeldschlacht von den jubelnden Kosovaren unterscheiden, die heute ihre „Helden“ glorifizieren? „Der [albanische] Heldenkult, der im Kosovo gepflegt wird, ist eine bizarre Mischung aus grotesker Überhöhung der schmutzigen Wahrheit und einer oft genug an billiges Hollywood erinnernden Inszenierung (...) Dieser ins Karikaturhafte entglittene Heldenkult, der fatal an den klischeehaften Agitprop vergangener sozialistischer Tage erinnert, eignet auch mancher kosovo-albanischen Selbstdarstellung vor internationalem Publikum“ (S. 347f.). Kommentar überflüssig.

Zu Recht kritisiert Stegherr das törichte Gerede einiger westlicher Politiker von einem zweiten Auschwitz bzw. einem zweiten Holocaust. Aber das nicht minder törichte Gerede serbischer Kirchenvertreter, Schriftsteller, Historiker von einem jahrhundertelangen Genozid an den Serben (von 1389 bis zur Gegenwart) übernimmt er unbedenken. Dass mit dem inflationären, wahllosen Gebrauch des Worts „Genozid“ zugleich auch der tatsächliche Völkermord an den Serben (im „Unabhängigen Staat Kroatien“ während des Zweiten Weltkriegs) relativiert wird, scheint ihn nicht weiter zu beunruhigen, obwohl zwischen imaginiertem und realem Völkermord ein gewaltiger Unterschied besteht.

Stegherr hat ebenfalls Recht, wenn er die nach dem Ende des NATO-Krieges an den Kosovo-Serben begangenen Verbrechen geißelt, wenn er die Zerstörung serbischer Kulturgüter anprangert, wenn er die Übergriffe auf die in Kosovo verbliebenen Serben verurteilt oder wenn er die Probleme bei der Rückkehr von Flüchtlingen und

5 Gegen Ende seines Buches stellt Stegherr einen bemerkenswerten Vergleich an. „Wenn Deutschland 1945 nicht diese vollständige moralische und humane Katastrophe erlebt hätte, wäre es wohl in der Lage gewesen, auch einen nationalen ‚Schlesien‘- oder ‚Sudentenmythos‘ zu entwickeln, wie er ja in den Kreisen der Vertriebenen in Ansätzen entstanden ist. Den Verlust haben diese bis heute nicht verwunden. Die deutschen Vertriebenen wollen auch den Nexus zwischen nationaler Schuld und Vertreibung nicht akzeptieren, weil sie betonen, daß Schuld individuell und nicht kollektiv ist“ (S. 608f.). Will Stegherr damit sagen, dass Schlesien und die Sudetengebiete (zumal nach dem Tod Hitlers und seiner Kumpane) ebenso ein integraler Bestandteil Deutschlands sein müsste, wie Kosovo (nach Sturz und Tod Miloševićs) ein „integraler Bestandteil Serbiens“ (sastavni deo Srbije) bleiben soll (wie es in der serbischen Verfassung von 2006 heißt)?

Vertriebenen aufs Korn nimmt. Alles richtig. Nicht richtig ist, diese Schandtaten als eine Besonderheit der Kosovaren darzustellen. Absurd wird es, wenn Stegherr versucht, die (destruktive) „(groß)albanische Frage“ von der (konstruktiven) „(groß)serbischen Frage“ zu separieren, obwohl beide wie kommunizierende Röhren unlösbar aufeinander bezogen sind. Hätte Stegherr auch nur ein einziges Mal über seinen Tellerrand geschaut, dann wüsste er, dass Ähnliches auf allen postjugoslawischen Kriegsschauplätzen – mit wechselnden Tätern und Opfern – passiert ist. Es wurden eben nicht nur Serben vertrieben und serbische Klöster und Kirchen zerstört! Und hätte sich Stegherr auch nur am Rande einmal mit der seit zwei Jahrzehnten intensiv betriebenen Forschung über ethnische Säuberungen und über gewöhnliche Exekutoren von Massengewalt beschäftigt, dann wüsste er, dass es sich dabei nicht um ein kosovarisches (auch nicht um ein postjugoslawisches oder balkanisches) Phänomen handelt und dass seine Schwarz-Weiß-Malerei für die Kriegsbewältigung oder die Prävention künftiger Krisen und Kriege denkbar ungeeignet ist. Selbst wenn alles wahr wäre, was Stegherr und seine Gewährsleute kolportieren (was mit Sicherheit nicht der Fall ist), wäre das Ergebnis nicht wahr. Weil ein einseitiges Ergebnis kein wahres Ergebnis ist, und eine Teilwahrheit solange eine Halb- oder Unwahrheit bleibt, bis nicht auch die anderen Teile berücksichtigt werden.

„Der serbische Kosovo-Mythos“, so lautet der letzte Satz des vorliegenden Buches, „kann mit der Unabhängigkeit [Kosovos] nicht untergehen, weil er zwar mit einem Territorium untrennbar verbunden ist, aber in seinem Wesen einer höheren Sphäre angehört.“ (S. 614) Bedauerlich nur, dass Stegherr dies in seiner Darstellung nicht beherzigt hat und ständig das „himmlische Reich“ mit einem „irdischen Reich“, die Mythengestalten mit realen Menschen verwechselt⁶.

Berlin

HOLM SUNDHAUSSEN

6 Die Veröffentlichung von Stegherrs Buch wurde von der Alois Schmaus-Stiftung finanziell unterstützt. Ich habe seinerzeit in München bei Schmaus Slawistik studiert und kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass er diesen Text gebilligt hätte.